

1. JAHRGANG, SEPTEMBER 2019



2X JÄHRLICH IN OPEN ACCESS

ZEITARBEIT

Aus- und Weiterbildungszeitschrift für die Geschichtswissenschaften



Die Zeit ist ein Arschloch!

1/2019

NEUE LITERATUR

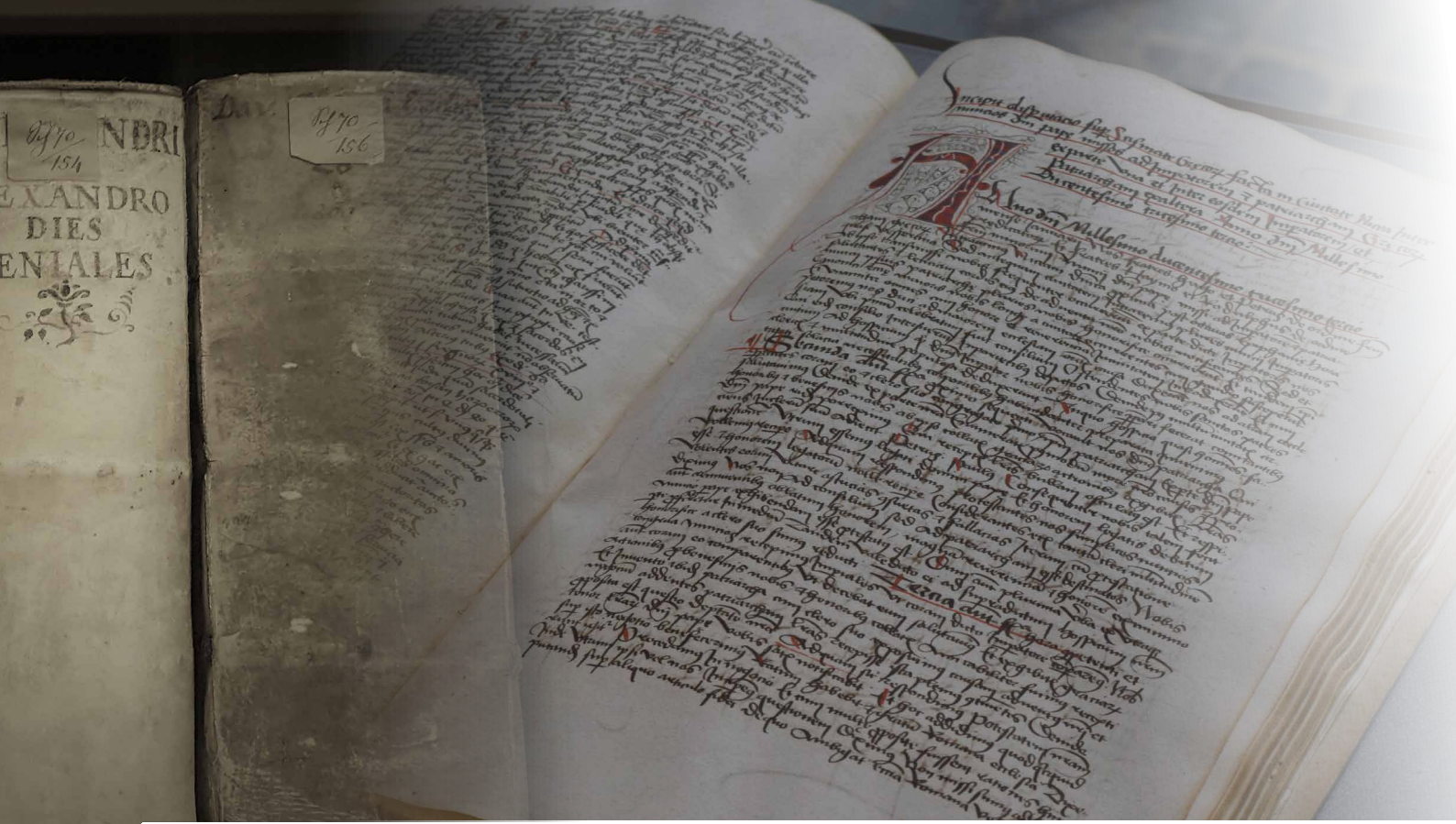


Jan-Markus v. Kötter, Carlo Scardino (Hgg.), **Gallische Chroniken**, ediert, übersetzt und kommentiert, Paderborn: Schöningh, 2017. ISBN 978-3-506-78489-6. XXXVI + 264 S.

In der Serie *Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike* erschien 2017 der jüngste Band der Gallischen Chroniken, der die sogenannte Gallische Chronik von 452 und die Gallische Chronik von 511 enthält. Das ein derartiges Unterfangen – wenig bekannte Werke der Spätantike zu edieren und zu übersetzen – auch für nicht Expert*innen der Spätantike und des Frühmittelalters eine Bereicherung darstellt, soll die Besprechung des vorliegenden Bandes

verdeutlichen. Für eine forschungsgelitete und kritisch-wissenschaftliche Auseinandersetzung mit vorliegendem Band sei auf die Rezension von Raphael Brendel auf H-Soz-Kult verwiesen.¹ Bei der hier folgenden Besprechung soll dagegen besonders Wert auf die Nützlichkeit des vorliegenden Bandes in Lehre und Studium gelegt werden. Das an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf angesiedelte Editionsprojekt „Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike“ erfasst sogenannte kleine oder nur fragmentarisch überlieferte Werke zur spätantiken Geschichte erstmals systematisch und macht diese in zweisprachigen Ausgaben gedruckt und digital zugänglich. Aber was ist unter diesen Werken zu verstehen? Darunter fallen sowohl fragmentarisch überlieferte und wenig beachtete Werke bekannterer Autoren, wie Aurelius Victor, Eutrop oder Cassiodor, als auch zahlreiche Werke, die von unbekanntem Anonymi oder wenig beachteten Geschichtsschreibern verfasst wurden und die in der Regel außerhalb der einschlägigen Forschungsliteratur keine Erwähnung finden. Die Serie ist in neun Module gegliedert, die von Kaisergeschichten und Sammelbiographien über Kirchenhistoriker bis hin zu griechischen und lateinischen Profanhistorikern reicht.²

Der hier vorliegende dritte Band des Moduls *Chroniken und Chronikfortsetzungen des 5.*



und 6. Jahrhunderts widmet sich den bisher wenig erforschten Gallischen Chroniken von 452 und 511 die beide wahrscheinlich gegen Ende des jeweiligen Berichtzeitraums von unbekanntem Autoren geschrieben bzw. kompiliert wurden (S. 3-5, 179-180). Die Namen der beiden Chroniken gehen noch auf die Übersetzung des von Mommsen gewählten Namens für die Werke zurück (S. 77, 179-180, 213). Der Titel verrät auch schon die Schwerpunkte des historischen Inhaltes beider Quellen. Während die jüngere Chronik Berichte über die Jahre 379 bis 452 (S. 6) umfasst, behandelt die ältere Chronik den Zeitraum von 379 bis 511 (S. 181) – beide Chroniken widmen sich also der Zeit der Völkerwanderung. Sie setzen mit der Herrschaft Kaiser Theodosius ein und enden mit dem hunnischen Italienfeldzug 452 bzw. mit den Kämpfen der Westgoten gegen die Burgunden in Gallien 511. Der räumliche Fokus der Chroniken liegt vor allem bei ersterer ganz klar auf Gallien, während die Chronik von 511 in Tradition älterer Werke auch starkes Interesse an dynastischen Entwicklungen der römischen Kaiser aber auch gotischen Herrscher hat. Nun ist Geschichte, ob im Studium oder im Schulunterricht, ohne Quellenarbeit nicht denkbar. Während sich verhältnismäßig viele Quellenübersetzungen und Handbücher zur europäischen Geschichte des Hoch- und Spätmittelalters finden – es sei hier nur an die unüberschaubare Literatur zu Themen wie Investiturstreit oder Kreuzzüge verwiesen – fehlen um-

fangreiche Handreichungen mit übersetzten Quellen der Spätantike und des Frühmittelalters weitgehend. Zurecht ist die Übergangsepoche Spätantike/Frühmittelalter mittlerweile Bestandteil zahlreicher universitärer Curricula und dieser Zeitraum gilt unbestritten als bedeutender historischer Umbruch und Transformation von der Antike zum Mittelalter.³ Für die Zeit der Völkerwanderung sind bisher nur wenige Werke in Übersetzung erschienen, wie etwa die *Decem libri historiarum* des Gregor von Tours oder die *Vita Sancti Severini* des Eugippius.⁴ Umso willkommener ist die Ergänzung durch den nun erschienenen Band, der einen Blick auf die Epoche der Völkerwanderungszeit ermöglicht. Der besondere Wert der beiden edierten und übersetzten Quellen liegt vor allem darin, dass sie einen Einblick in die zeitgenössische Wahrnehmung der spezifischen Epoche ermöglichen – und zwar von einem ganz bestimmten Blickwinkel aus. Die Gallische Chronik von 452 ist „das älteste erhaltene gallische Geschichtswerk überhaupt“ (S. 11) und berichtet von der Veränderung des römischen Reiches aus Sicht eines westlichen Provinzbewohners. Die Chronik von 511 liefert, vor allem ab dem Zeitraum nach 395, auch zahlreiche Informationen zu den barbarischen Völkern auf dem Reichsgebiet. Dabei wird anders als bei den römischen Chroniken dieser Zeit nicht ausschließlich nach dem germanischen Beitrag zu innerromischen Entwicklungen gefragt, sondern es werden auch dynastische Ereignisse sowie die Be-

ziehungen der germanischen Völker untereinander thematisiert. Die Bearbeiter sprechen gar von einer „Chronik der barbarischen Völker im Reich“ (S. 185). Schließlich geht die Geschichte des weströmischen Reiches beinahe gänzlich in der Geschichte der germanischen Nachfolgereiche auf und beide Bereiche werden in der Chronik von 511 nicht mehr klar voneinander getrennt. So finden sich Römer im Dienste der Westgoten mit römisch anmutenden Titeln und der angebliche Mörder des weströmischen Kaisers Anthemius wird, trotz germanischer Abstammung, nicht als Burgunder bezeichnet (S. 187). Es ließen sich weitere Beispiele dafür finden, dass die Unterschiede zwischen Römern und Germanen an Trennschärfe verloren haben. Gerade solche Quellenstellen bieten sich dafür an, die komplexen Verlaufsstrukturen der Umwandlung politischer Gestalten zur Zeit der Völkerwanderung zu bearbeiten.

Der Band setzt die gewohnte Benutzerfreundlichkeit der Serie fort. Die gängigen Abkürzungen (CCL, CIL, etc.) der wichtigsten Quellen und Literatur werden anfangs aufgelistet und aufgelöst, außerdem umfangreiche und aktuelle Sekundärliteratur angegeben. Jede Chronik wird ausführlich besprochen (Autor, Formale Aspekte, Inhaltliche Grundzüge, Überlieferung) und kontextualisiert. Der Edition, der die jeweils deutsche Übersetzung gegenübergestellt ist, folgt das eigentliche Kernstück der Arbeit: der umfangreiche Kommentar. Dieser erläutert im Text gemachte Andeutungen, korrigiert wenn notwendig die Datierung und liefert eine tiefgehende Auseinandersetzung mit dem Inhalt. Der Kaufpreis des Buches enthält auf der ersten Seite der Druckfassung einen Gutschein-Code, der auf der Internetseite des Verlages zum Herunterladen der elektronischen Fassung des Buches berech-

tigt. Dies mag in mancherlei Hinsicht das Arbeiten mit dem Buch erleichtern und ist von Benutzerseite zu begrüßen.

Abschließend betrachtet stellt das hier besprochene Werk, stellvertretend für die ganze Serie, eine willkommene Ergänzung zu den etablierten Übersetzungsreihen wie der Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe dar. Besonders die Spezialisierung auf eine zeitliche Epoche, die normalerweise nicht im Zentrum quellengeschichtlicher Arbeiten steht, macht den Band zu einem nützlichen Werkzeug um über die „Umwandlung“ von der Antike zum Mittelalter, den Umbrüchen der Völkerwanderungszeit oder die Ausbildung der frühmittelalterlichen Königreiche abseits der gut erforschten Geschichte des Frankenreiches zu arbeiten. (SK)

ENDNOTEN

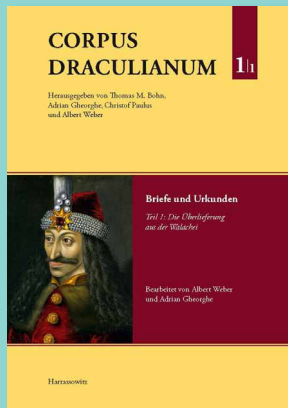
¹ Raphael Brendel, Rezension zu: Kötter, Jan-Markus; Scardino, Carlo (Hrsg): Gallische Chroniken, ediert, übersetzt und kommentiert, Paderborn 2017, in: H-Soz-Kult, 11.06.2018, www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-29246 [26.09.2018].

² Eine vollständige Auflistung des Editionsplanes findet sich unter: https://www.schoeningh.de/fileadmin/downloads/schoeningh/KHist_Vorl_Editionsplan_Dez_2016.pdf [26.09.2018].

³ Stellvertretend sei hier verwiesen auf: Hans-Werner Goetz, Europa im frühen Mittelalter 500-1050, Stuttgart 2003.

⁴ Gregor von Tours, Zehn Bücher Geschichten, Erster Band, Buch 1-5, hg. von Rudolf Buchner (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 2), Darmstadt 2000; Gregor von Tours, Zehn Bücher Geschichten, Zweiter Band, Buch 5-10, hg. von Rudolf Buchner (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 3), Darmstadt 2000; Eugippius, Vita Sancti Severini. Das Leben des heiligen Severin, übers. u. hg. von Theodor Nüsslein, Stuttgart 2011.

DER HISTORISCHE DRACULA? BAND 2 DES CORPUS DRACULIANUM IST ERSCHIENEN



Briefe und Urkunden, Teilband 1: Die Überlieferung aus der Walachei, bearbeitet von Albert Weber u. Adrian Gheorghe (Corpus Draculianum 1, 1), Wiesbaden: Harrassowitz, 2017. ISBN 978-3-447-10212-4. L + 265 S.

Vlad III. Drăculea (1431-1476), Woiwode des Fürstentums der Walachei, gehört zu den wohl berühmtesten Persönlichkeiten des 15. Jahrhunderts – vor allem natürlich, weil er das Vorbild für Bram Stokers Dracula abgegeben haben dürfte. Schon zu seinen Lebzeiten ist „der Pfähler“ (Țepeș) zum Mythos geworden. Das lag sicher auch an seinem zumindest zeitweise sehr erfolgreichen Vorgehen gegen die expandierenden Osmanen, insbesondere aber an der besonderen Grausamkeit seiner Strafmaßnahmen, die ihm diesen Beinamen einbrachten. Im 15. und 16. Jahrhundert entstanden in ganz Europa, insbesondere in Deutschland und Russland, zahlreiche Berichte über Vlads angeblichen Gräueltaten. Zunächst in München, seit einigen Jahren nun in Gießen beschäftigt sich eine Forschergruppe damit, sämtliche Zeugnisse zu Vlad III. von seiner eigenen Regierungszeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in einer mehrbändigen, kritischen Edition zur Verfügung zu stellen.

Schon Ende 2013 war als erster und bislang einzelner der in der Zählung dritte Band der Reihe erschienen, der die osmanische Überlieferung und damit ausschließlich narrative Texte zusammenstellte. Auch diese osmanischen, wesentlich nach seinem Bulgarienfeldzug 1462 entstandenen Quellen zeigen übrigens einen Pfähler von erstaunlicher Grausamkeit. Nun also liegt der zweite von insgesamt vier geplanten Bänden (eigentlich

drei Bände, einer davon allerdings in zwei Teilbänden) vor. Der ihn ergänzende Teilband, der die Überlieferung aus Ungarn, Mitteleuropa und dem Mittelmeerraum umfassen wird, war für das Frühjahr 2018 angekündigt, steht aber momentan noch aus. Der mittlere und dann letzte Band, in dem sämtliche narrativen Zeugnisse aus West- und Südosteuropa sowie dem Moskauer Reich gedruckt werden sollen, ist erst für 2020 geplant. Dieser Band dürfte auch auf einen ziemlichen Umfang kommen.

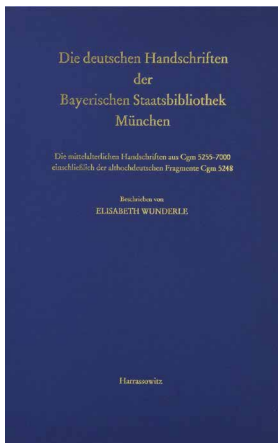
Der hier vorliegende dagegen hat überschaubare Größe – was auch mit dem überschaubaren Brief- und Urkundenmaterial zusammenhängt, das aus der Walachei, also aus dem unmittelbaren Herrschaftsgebiet Vlads III., überliefert ist. Die einzelnen Texte werden in der jeweiligen Originalsprache, also in Kirchenslawisch oder Latein, als kritische, zeilengenaue Editionen, ggf. mit Va-



riantenapparat, zusammen mit einer Übersetzung ins Deutsche präsentiert. Diese orientiert sich so weit wie möglich am Original, ist also manchmal etwas holprig zu lesen, aber umso akkurater und nimmt im Übrigen auch die Varianten mit auf, so es Parallelüberlieferungen gibt. Zwei gesonderte Kommentare helfen zur Einordnung der jeweiligen Quellen und ihres Quellenwertes: zunächst ein diplomatischer, der quellenkritische Fragen bespricht, sodann ein inhaltlich-kontextueller, der die jeweilige Quelle auch in der Forschungslandschaft verortet. Eine Formalbeschreibung, Hinweise auf frühere Regesten und Editionen sowie ausgewählte Literatur

runden den jeweiligen Eintrag ab. Dieser hohe editorische Anspruch und Aufwand sind auch deshalb möglich, weil es sich hier um ein überschaubares Korpus handelt: insgesamt 61 zum Teil recht kurze Textquellen sind aus der Walachei überhaupt überliefert. Das Korpus wird allerdings ergänzt um sphragistische, numismatische und epigraphische Quellen aus der Herrschaftszeit Vlads III., die nicht minder eingehend beschrieben, besprochen und jeweils auch abgebildet werden. Eine genealogische Aufstellung, ein umfangreiches Glossar und die nötigen Register beschließen diese aufwendige Edition. (HK)

Kurz vor Redaktionsschluss erschien tatsächlich auch der **zweite Teilband von Band 1** des *Corpus Draculianum*. Er versammelt die Überlieferung aus Ungarn, Mitteleuropa und dem Mittelmeerraum, insbesondere Korrespondenzen. Die meisten finden sich hier erstmals in deutscher Übersetzung, einige werden überhaupt zum ersten Mal ediert. Darunter ist insbesondere ein heute in Paris verwahrter Brief Sultan Mehmeds II. in persischer Sprache hervorzuheben, in dem über dessen Feldzug gegen Vlad III. Drăculea im Juni 1462 berichtet wird. Ebenfalls häufig zum ersten Mal ediert werden hier eine Reihe von *dispacci* („Depeschen“) italienischer Diplomaten, die über die Entwicklungen in Ungarn berichten. Auch sie werden natürlich, wie alle anderen Quellentexte, nicht nur ediert, sondern auch übersetzt und ausführlich kommentiert. Weitere Texte stammen aus Deutschland, Rumänien, Österreich. All diese neu erschlossenen Belege geben uns jetzt schon ein viel differenzierteres Bild vom „Pfähler“ und den Kampagnen gegen ihn – insbesondere aber eben auch von seinen politischen Erfolgen; etwa dem kurzzeitigen Bündnis mit dem Ungarnkönig Matthias Corvinus. Eine einleitende Studie, die dem Editionsteil vorangestellt wird, versucht, den Informationstransfer rund um das Mittelmeer und in den transalpinen Raum zu rekonstruieren. Die Gründlichkeit des Vorgängerbandes wird im zweiten Teilband weitergeführt. Nun darf man auf den letzten Band des *Corpus* gespannt sein, der im kommenden Jahr bereits erscheinen soll. (HK)



Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München. Die Mittelalter-Handschriften aus Cgm 5255-7000 einschließlich der althochdeutschen Fragmente Cgm 5248, bearbeitet von Elisabeth Wunderle (Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae Monacensis V, 9), Wiesbaden: Harrassowitz, 2018. ISBN 978-3-447-10988-8. XXXI + 806 S.

Dass die Bayerische Staatsbibliothek in München eine der bedeutsamsten deutschen Handschriftensammlungen beheimatet, dürfte bekannt sein. Und

dass die Verzeichnung solcher Mammutsammlungen kein einfaches Unterfangen ist, liegt auf der Hand – andere prominente Beispiele, etwa Berlin oder Wolfenbüttel, zeigen das genauso. Seit Jahrzehnten arbeitet man in München an einer umfassenden Katalogisierung der mittelalterlichen und der neuzeitlichen Handschriften; und man wird wohl auch noch einige Zeit damit beschäftigt sein. Eine große Zahl von Bänden ist bereits erschienen (vgl. <https://www.bsb-muenchen.de/sammlungen/handschriften/recherche>); einige sind über www.manuscripta-mediaevalia.de auch online verfügbar. Sie alle zeichnen sich durch hohe Standards und Verzeichnungstiefe aus. Die einzelnen Bände werden dabei, entsprechend der historischen Entstehung der Sammlung, nicht primär entlang der numerischen Reihenfolge der Signaturen, sondern nach thematischen, epochalen und/oder sprachlichen Kriterien oder nach Provenienzen konzipiert. So ist auch diesmal aus der langen Reihe der „Codices germanici monacenses“, der deutschsprachigen Münchner Handschriften also, ein Schnitt gewählt und aus diesem wiederum epochal ausgewählt worden. Denn in der Reihe der Cgm-Handschriften stehen mittelalterliche neben neuzeitlichen Codices.

Im hier also vorliegenden neuen Band werden insgesamt 114 mittelalterliche, deutschsprachige Handschriften eingehend beschrieben. Mit vier kleinen Ausnahmen handelt es sich um die erste gedruckte Verzeichnung überhaupt, d.h. dieser Katalogband erschließt wirklich Neuland und überarbeitet keine alten (Kurz-)Verzeichnungen. Lediglich im handschriftlichen Münchener Repertorium, das seit einiger Zeit auch online einsehbar ist, gab es bereits eine knappe Inventarisierung.

Zeitlich handelt es sich bei den Stücken um solche aus dem 9. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, also

von althochdeutscher bis in frühneuhochdeutsche Zeit, wobei naturgemäß das Spätmittelalter deutlich überwiegt. Geographisch liegt ein merklicher Schwerpunkt im bairisch-österreichischen und im alemannischen, insbesondere schwäbischen Raum. Nennenswerte Ausnahmen umfassen etwa drei niederländische Codices (Cgm 5315, 5915 und 5916) und eine Lüneburger Sammlung von Urkundenabschriften (Cgm 5303), die sämtlich über den Antiquariatshandel nach München gelangt sind. Wie bei den jüngeren Münchener Katalogprojekten üblich, sind solche und andere Provenienzen mit akribisch zurückverfolgt worden. Das gilt natürlich auch für die im Zuge der Säkularisation und anderen bayerischen Zentralisierungsmaßnahmen in die Sammlung gelangten Codices.

Was könnte man in den nun neu erschlossenen Handschriften wohl finden? Gerade für diejenigen, die auf der Suche nach Themen für Qualifikationsarbeiten sind, können neu erschlossene Handschriftenbestände schließlich wahre Goldgruben werden. Viele der Texte in den hier verzeichneten Stücken sind zwar bereits gedruckt; zu einem Teil auch nach genau diesen Handschriften. Spannende Neufunde lassen sich allerdings in den in größerer Zahl vorhandenen medizinischen und alchemistischen Sammelhandschriften erwarten. Auch im religiös-theologischen Bereich ist viel vorhanden, wobei die Bearbeiterin bereits erfreulich viele lateinische Vorlagen identifiziert hat. Spannende Zusammenführungen, die ursprüngliche lose Blätter in Buchform gebracht haben, sind die Brief- und Aktensammlungen Cgm 6006 bis 6008 aus dem 15. Jahrhundert. Ausführungen zur Herstellung technischer Instrumente (Sonnenuhren, Quadranten) und sogar von Musikinstrumenten finden sich im Cgm 6018 aus den frühen 1520er Jahren. Also: es lohnt sich, in diesem neuen Katalog einmal ausführlich zu stöbern.

Umfassende Register – nicht nur Orte, Personen, Initien, sondern auch Sachen! – helfen dabei und erschließen die Katalogisate. Gerade die Sachbetreffende sind allerdings nicht immer von ganz einheitlicher Tiefe. Aus der Rezeptsammlung im Cgm 5931 (fol.

61v-71) ist etwa ein ganz kurzer Segensspruch für Menschen in Gefangenschaft (= Nr. 23m) unter dem Lemma „Zaubersprüche, Beschwörungen“ in das Register aufgenommen worden, sind es aber die Rezepte nicht, obwohl z.B. gleich mehrere zu Harnleiden vorhanden sind – ein zeitgenössisch wichtiges medizinisches Anliegen, das sich in einer Reihe von Handschriften, aber leider nicht im Register, weder unter Rezepten, noch als eigener Eintrag, niedergeschlagen hat. Das ist nur ein willkürliches Beispiel unter vielen, das aber ganz gut zeigt, dass gerade bei spätmittelalterlichen Sammelhandschriften das Registermachen eine hohe Heraus-

forderung für die Bearbeitung darstellt. Und es bleibt trotzdem festzuhalten: diese Register sind weit umfangreicher und genauer als die vieler anderer Kataloge. Eine Besonderheit übrigens bringt dieses Inventar noch mit sich: eine Reihe von Katalogisaten nämlich gehen auf ein Proseminar „Einführung in die germanistische Handschriftenkunde“ an der LMU München zurück, das die Bearbeiterin im Sommersemester 2008 abhielt. Die jeweiligen Vorarbeiten werden auf S. XIX Anm. 27 einzeln namentlich aufgeführt. Eine schöne Verbindung zwischen Forschung und Lehre, wie es sie häufiger geben sollte! (HK)

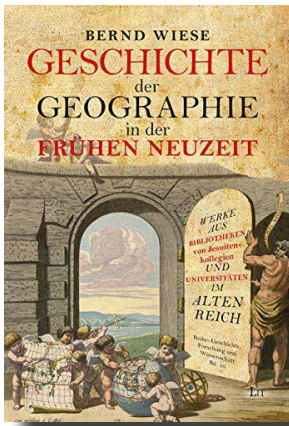


Meilensteine buchwissenschaftlicher Forschung. Ein Reader zentraler Quellen und Materialien, hg. von Stephan Füssel und Ute Schneider in Zusammenarbeit mit einer Studierendengruppe (Mainzer Studien zur Buchwissenschaft 25), Wiesbaden: Harrassowitz, 2018. ISBN 978-3-447-10600-9. VI+440 S.

Reader sind eine wunderbare Sache auf beiden Seiten des akademischen Katheders, auch wenn sie irgendwie aus der

Mode gekommen zu sein scheinen. Dieser hier betrifft auf den ersten Blick bestenfalls ein Seitenthema der Geschichtswissenschaften: die Buchwissenschaft. Klar, die ist (fast) immer irgendwie historisch. Aber was können Historiker*innen sich von einem Tellerrandblick in diesen Band erhoffen? Einiges: Zum einen (I.) Quellen. Fünfzehn Quellenauszüge in Original und, wo nötig, Übersetzung zwischen Enea Silvio Piccolomini und Eugen Diederichs, von der Inkunabelzeit bis in die Weimarer Republik also, illustrieren wesentliche Meilensteine der deutsche Buchgeschichte. Allein dieser Teil ist nützlich für alle Lehrenden und Lernenden, die sich irgendwie mediengeschichtlich in der Gutenberggalaxis bewegen. Die drei anderen großen Sinnabschnitte des Readers geben (II.) Impulse für die Buchforschung, (III.) Theoretische Aspekte und Modelle, (IV.) Aktuelle Forschungsfelder. Hier wird's offenkundig disziplinärer. Das heißt aber

noch lange nicht, dass nur Buchwissenschaftler*innen im engeren Sinne davon profitieren können – im Gegenteil; nicht umsonst ist ja auch die Buchwissenschaft im Grunde eine Interdisziplin. Und zwar eine mit ganz viel Geschichte an Bord. So findet sich Robert Darntons Frage „What is the history of Books?“ von 2007 neben McKenzies Theorie des Buches „as an expressive form“ (1986) und finden sich Roger Chartiers Ausführungen über buchhistorische „Frenchness“ neben Auszügen aus Lucien Febvres und Henri-Jean Martins Buchgeschichte „Coming of the Book“ (1990), die die Zeit zwischen 1450 und 1800 behandelt. Jeder Text – gleich ob Quelle oder Forschungsbeitrag – wird mit einem kurzen Kommentar eingeordnet und von weiterführenden Literaturhinweisen begleitet. Was nicht Deutsch oder Englisch und also allgemeinen sprachlich zugänglich ist, wurde übersetzt. Eine gut überlegte Mischung aus Quellen und Forschungsliteratur, aus Klassikern und anregenden Gegenwartspositionen. So sollten gute Seminare gestaltet sein. Und wenn daraus solche Reader entstehen, hat's wohl funktioniert. Kompliment auch an die studentischen Mitarbeiter*innen. (HK)



Bernd Wiese, Geschichte der Geographie in der Frühen Neuzeit: Werke aus Bibliotheken von Jesuitenkollegien und Universität im Alten Reich (Geschichte. Forschung und Wissenschaft 56), Münster: LIT, 2018. ISBN 978-3-643-13834-7. 269 S.

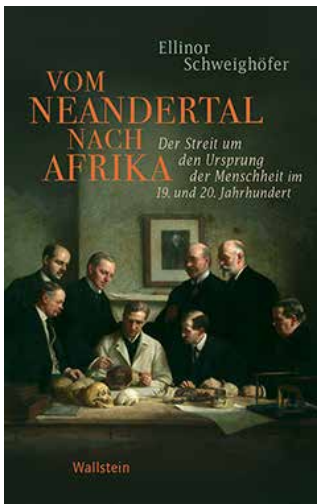
Der Kölner Kulturgeograph Wiese legt hier erstmals eine Disziplinengeschichte der wissenschaftlichen Geographie im Alten

Reich vor. Er tut das anhand von Lehrbüchern, Atlanten und Länderkunden, die er systematisch in ausgewählten Bibliotheken höherer Bildungsanstalten erhoben und ausgewertet hat. Das ist ein – notwendig – exemplarisches, mit Blick auf die Auswahl aber insgesamt triftiges Vorgehen. Universitäten beider Konfessionen sind vertreten (Köln, Helmstedt, Halle); hinzu treten mehrere Jesuitenbibliotheken (Köln, Trier, Dillingen).

Natürlich wird man durch die Einbeziehung weiterer Büchersammlungen, vielleicht etwa auch von Ritterakademie o. ä., die Ergebnisse vielleicht im Einzelnen revidieren, vertiefen oder vervollständigen können. Insgesamt aber ist dem Vf. hier ein plausibler Erstauf-riss gelungen, der endlich einmal vorgelegt werden musste. Denn bisher basierten die meisten Annahmen über die Fachgeschichte der Geographie wesentlich auf starken Verallgemeinerungen oder schlicht auf Vermutungen. Zu einer fundierteren Sicht trägt Wiese wichtiges Material zusammen. Differenziertere Darlegungen hätte man sich dagegen u. U. beim Forschungsstand gewünscht. Denn auch wenn es grosso modo richtig ist, dass „[e]ine Geschichte der Geographie i. S. einer Disziplin- und Wissenschaftsgeschichte für Frühe Neuzeit [...] bisher nicht“ existiert (S. 13), so liegt doch mehr vor, als die andert-halb Seiten zu Beginn (S. 13f.) bestenfalls anreißen.

Manches davon wird später noch angeführt – aber unter der Überschrift „Forschungsstand“ hätte man doch ein irgendwie systematischeres Referat erwartet. Überhaupt dürften Historiker*innen sich an den sehr kompakten Stil des Geographen mitunter erst gewöhnen müssen. Aber er hat auch viele Vorteile. Denn er bildet das systematische Vorgehen des Vf.s gut ab und ermöglicht es so, ihm schrittweise zu folgen – oder eben auch nicht, wo man zu anderen Einschätzung kommt.

Wiese geht systematisch anhand konkreter historischer Bibliotheksbestände vor. Am Schluss stehen etwa dreißig Titel, die man nach seinen bibliotheksgeschichtlichen Studien guten Gewissens als Höhenkamm frühneuzeitlicher Geographie an höheren Schulen in Deutschland bezeichnen kann und die mit Blick auf Titelblatt/Frontispiz, Proömien, Anlage etc. analysiert werden. Damit stellt Wiese einiges an Material zur Verfügung. Seine geographiegeschichtlichen Beobachtungen sind erhellend und zeigen gut die Bedeutung der einzelnen Werke auf. In seinen übergreifenden Deutungen dagegen wird man ihm dort, wo sie nicht die Geschichte der Geographie im engeren Sinne, sondern die allgemeine deutsche Bildungs- und Kulturgeschichte betreffen, vielleicht nicht immer folgen. Aber selbst wenn, kann man das losgelöst von seinen Materialerhebungen tun. Und so wird dieses Buch für jeden, der sich mit frühneuzeitlicher Geographie im Alten Reich befasst, ein willkommener Begleiter sein. Insbesondere Bibliotheks- und Sammlungsgeschichten, von denen wir noch lange nicht genug haben, dürften hier wichtige Referenzpunkte finden. (HK)



Ellinor Schweighöfer, **Vom Neandertal nach Afrika. Der Streit um den Ursprung der Menschheit im 19. und 20. Jahrhundert**, Göttingen: Wallstein, 2018. ISBN 978-3-8353-3209-6. 424 S.

Wenn heute von der Wiege der Menschheit gesprochen wird, dann besteht allgemeiner Konsens darin, dass Afrika gemeint ist. Die knöchernen Spuren unserer frühesten Vorfahren reichen dort

nach heutiger Erkenntnis etwa sieben Millionen Jahre zurück. Lange Zeit war die Frage nach den ersten Menschen mit biblischen Schöpfungsgeschichte verbunden. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts und vor allem nach der Veröffentlichung von Darwins epochalem Werk *Die Entstehung der Arten* im Jahr 1859 ergaben sich neue, auf die biologische Evolution ausgerichtete Debatten dazu. Handfeste Grundlagen für die vielfältigen Diskussionen und Überlegungen waren versteinerte Skelettreste als direkte Nachweise früher Menschenformen. Der Zufall wollte es allerdings, dass die Geschichte dazu noch vor Erscheinen von Darwins Buch und noch vor Beginn der großen Debatten begann, nämlich im Sommer 1856. Am 6. September erschien folgende Kurzmeldung in der Wuppertaler Tageszeitung „Barmer Bürgerblatt“:

„Mettmann 4. Sept. Im benachbarten Neanderthal, dem sogenannten Gesteins, ist in den jüngsten Tagen ein überraschender Fund gemacht worden. Durch das Wegbrechen der Kalkfelsen, das freilich vom pittoresken Standpunkte nicht genug beklagt werden kann, gelangte man in eine Höhle, welche im Laufe der Jahrhunderte durch Thonschlamm gefüllt worden war. Bei dem Hinwegräumen dieses Thons fand man ein menschliches Gerippe, das zweifelsohne unberücksichtigt und verloren gegangen wäre, wenn nicht glücklicherweise Dr. Fuhlrott von Elberfeld den Fund gesichert und untersucht hätte. Nach Untersuchung dieses Gerippes, namentlich des Schädels, gehörte das menschliche Wesen zu dem Geschlechte der Flachköpfe, deren noch heute im amerikanischen Westen wohnen, von denen man in den letzten Jahren auch mehrere Schädel an der oberen Donau bei Sigmaringen gefunden hat. Vielleicht trägt dieser Fund zur Erörterung der Frage bei: ob diese Gerippe einem mitteleuropäischen Urvolke oder bloß

einer (mit Attila?) streifenden Horde angehört haben.“

Auch wenn diese Kurzmeldung dem Leser etwas angestaubt und mit recht nicht sonderlich wissenschaftlich vorkommt, so berichtet sie dennoch von einem Ereignis, das auch heute noch von herausragender Bedeutung für die Suche nach unseren biologischen Wurzeln ist. Gemeint ist die Entdeckung der Skelettreste des namensgebenden Neandertalerfundes in der sogenannten „Kleinen Feldhofer Grotte“ im Neandertal bei Düsseldorf. Bei diesen Skelettresten handelt es sich um den ersten Fund von Urmenschenknochen, die auch als solche erkannt wurden. Ihre Entdeckung stellt den Beginn der wissenschaftlichen Suche nach unseren stammesgeschichtlichen Ursprüngen dar und ist die Geburtsstunde der Paläoanthropologie, der Wissenschaft, welche sich mit den knöchernen Hinterlassenschaften unsere Vorfahren beschäftigt.

Dass die Meldung in einer Wuppertaler und nicht in einer lokalen oder Düsseldorfer Zeitung erschien, ist einfach zu erklären. Bei dem erwähnten Dr. Fuhlrott handelt es sich um den Lehrer Johann Carl Fuhlrott (1803-1877) aus Wuppertal-Elberfeld. In der Region als Naturkenner bekannt, wurde er zur Begutachtung der Knochenfunde aus dem Neandertal gerufen, glaubte doch der Steinbruchbesitzer, Höhlenbärenknochen entdeckt zu haben. Fuhlrott erkannte aber sofort, dass es sich um Knochen eines Menschen, wenn auch andersartig, handelte. Und nicht nur das: Er sah in dem Fund nicht die pathologisch verformten Reste eines modernen Menschen, sondern sprach von den Überresten eines Vorfahren des Menschen aus der Eiszeit.

Fuhlrott gab seine Bestimmung aus der rein anatomischen Betrachtung der Knochen und seiner allgemeinen Kenntnis über Höhlen heraus. Als mögliche Zeitanzeiger dienende Begleitfunde wie Artefakte oder Tierknochen fehlten. Besonders vor dem Hintergrund der damaligen geistesgeschichtlichen Situation, kann die richtige Bestimmung Fuhlotrots nicht hoch genug gewürdigt werden. Schließlich postulierte er bereits drei Jahre vor Darwins grundlegendem Werk eine Einbeziehung des Menschen in die stammesgeschichtliche Entwicklung der Tierwelt.

Aus diesem Grund ist es wenig verwunderlich, dass ihm eine allgemeine Anerkennung seiner Deutung und des Fundes aus dem Neandertal versagt blieben. Vor allem die Beurteilungen des berühmten Berliner Anatomen Rudolf Virchow setzten der frühzeitigen Anerkennung ein rasches Ende. Er erklärte, die Skelettreste würden von einem modernen Menschen stammen, der in seiner Jugend Schläge auf den Kopf bekommen hätte (daher die andersgestaltige Schädelform) und der im Alter stark an Rachitis erkrankt war. Während in Deutschland die Diskussionen um ein eiszeitliches Alter des Neandertalfundes durch solche und ähnliche Begutachtungen immer mehr abnahmen, klassifizierte der britische Anatom William King die Skelettreste, gerade auf Grund ihrer anatomischen Besonderheiten, bereits 1864 als *Homo neanderthalensis*. Damit war der Neandertaler zumindest nominell existent.

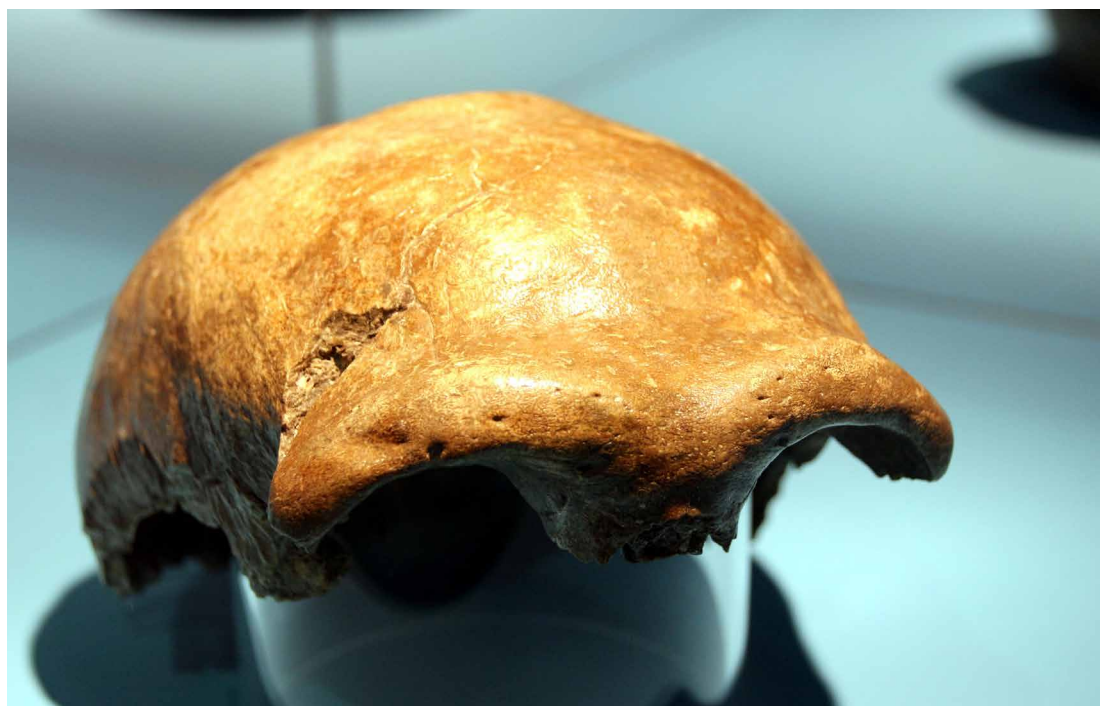
Der endgültige Beweis für die Existenz des *Homo neanderthalensis* wurde aber erst 1886, neun Jahre nach Fuhlrotts Tod, mit den Funden aus der Höhle von Spy in Belgien erbracht. Hier lagen Skelettreste mit den gleichen anatomischen Merkmalen wie bei dem Fund aus dem Neandertal zusammen mit Steinwerkzeugen und eiszeitlichen Tierresten in einer Schicht.

Mit der Akzeptanz des Neandertalers stand allgemein fest: Auch der Mensch hat eine biologische Ahnenreihe. Die Debatten um unseren Ursprung konzentrierten sich nun auf den Ort unserer Entstehung und die zeitliche Tiefe. Ein nächster Schlüsselfund waren die 1891/92 auf Java entdeckten Knochenreste des *Pithecanthropus* durch den Niederländischen Arzt Eugène Dubois (1858-1940). Dubois hatte sich als Militärarzt mit dem Ziel nach Java versetzen lassen, um in Asien den von Ernst Haeckel (1834-1919), Mediziner, Naturforscher und deutscher Darwinist, prognostizierten Vorfahren des Neandertalers bzw. das Bindeglied („missing link“) zwischen Affen und Menschen zu finden. Nicht Europa, sondern Asien wurde damals als Wiege der Menschheit angesehen. Von

Afrika redete niemand.

Mit der Auffindung des *Pitdown Man* im Jahre 1912, einem Schädelrest mit Unterkiefer in Südengland, rückte Europa wieder in den Fokus. Zeigte der Fund doch in idealer Art und Weise Merkmale des modernen Menschen und von Affen. Ein perfektes „missing link“ mit geschätztem Alter von 500.000 Jahren. Der *Pitdown Man* war eine Sensation und ließ in der wissenschaftlichen und medialen Wahrnehmung anderen Funden aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts keinen Raum zur Wahrnehmung. 1953 wurde der Fund jedoch als Fälschung entlarvt. Erst um diese Zeit wurde auch zunehmend die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass unsere Ursprünge in Afrika liegen könnten. Dafür lag eigentlich bereits ein Beleg vor, nämlich der 1925 in Südafrika (Taung) entdeckte Schädel eines Kindes. Der zwei Millionen Jahre alte Schädel der Art *Australopithecus africanus* wurde im Schatten des *Pitdown Man* allerdings zunächst nicht als neues „missing link“ erkannt und zumeist ablehnend betrachtet. Mit den Forschungen der berühmten Paläoanthropologen Mary und Louis Leakey ab Ende der 1950er Jahre und deren ersten Funden in der Oldovai-Schlucht (Tansania) wurde der Ursprung des Menschen endgültig und unverrückbar in Afrika verortet.

Auch wenn das bis heute Gültigkeit hat, heißt das nicht, dass die Debatten zur Stammesgeschichte des Menschen verstummt sind. Weiterhin bringt jeder neuer Fund oder jede neue Analyse weitergehende Interpretationen und Fragen auf. Weiterhin ist jeder bedeutenden Entdeckung ein großes Medienecho, wissenschaftliche Beachtung, Anerkennung und auch



Der Kopf des Anstoßes: Schädeldecke des namengebenden Neandertalfundes von 1856 aus dem Neandertal bei Düsseldorf.
(Abb.: Wilfried Rosendahl)

meist Forschungsmittelbewilligung sicher. Es wird also genug Stoff für eine zukünftige Betrachtung zum Thema des hier besprochenen Buches für das 21. Jahrhundert geben. Der Haupttitel könnte dann „Von Afrika in die ganze Welt“ lauten. Übrigens, der Fund von 1856 aus dem Neandertal würde darin auch wieder eine der Hauptrollen einnehmen können.

Der besondere Wert des sehr lesenswerten Buches von Ellinor Schweighöfer liegt darin, dass sich die Autorin in ihrer Analyse nicht nur auf die vielen interessanten wissenschaftlichen Funde und Debatten beschränkt, sondern auch deren mediale Reflexion und die Geschichte der beteiligten Fachdisziplinen

(z.B. Geologie, Paläontologie, Urgeschichte, Ethnologie und Anthropologie) mit einbezieht. Damit gelingt es ihr gekonnt, die wichtigen Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft, Politik und Gesellschaft herauszustellen. Hierdurch wird deutlich, wie eng die historischen Debatten um den Ursprung des Menschen einschließlich der jeweiligen Fundinterpretationen durch die europäische Weltanschauung und das eurozentrische Denken geprägt war.

Fazit: Ein höchst interessantes Buch, das allen Interessierten als Lektüre sowie umfangreiche Infoquelle uneingeschränkt empfohlen werden kann. (WR)



Michael Knoche, Die Idee der Bibliothek und ihre Zukunft, Göttingen: Wallstein, 2018. ISBN 978-3-8353-3236-2. 138 S.

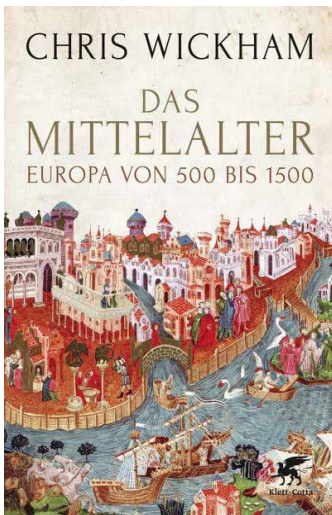
Der Titel des Buchs hätte auch „Library in a Nutshell“ heißen können. Michael Knoche, bis 2016 Leiter der renommierten Anna-Amalia-Bibliothek, gibt in dem vorliegenden Band einen Überblick über einen Großteil der in der bibliothekarischen

Community aktuell diskutierten Themen. Er beschäftigt sich mit dem Stellenwert des gedruckten Buchs, das aus seiner Sicht für die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften trotz der rasanten Entwicklung digitaler Buchformate nach wie vor einen hohen Stellenwert hat. Beide Publikationsformen gestalten aber den Sammelauftrag der Bibliotheken komplexer als bisher, da digitale und gedruckte Manifestationen in vielfältiger Weise miteinander verschränkt sind. Michael Knoche fasst die aktuelle Entwicklung im Open-Access-Publizieren konzise zusammen, bei der nicht mehr der Leser, sondern der Autor für die Veröffentlichung des Werks zahlt. Dennoch hat seiner Meinung nach die im Verlag veröffentlichte Monographie eine hohe Bedeutung für die textgebundenen Wissenschaften. Der Autor behandelt außerdem das Thema Raub- und Beutegut in den Bibliotheken und beschreibt eingehend

die Bedeutung von historischen Handschriften und Drucken als Kulturgut. Auch wenn seiner Meinung nach das Original nach wie vor der Goldstandard ist, hat die Retrodigitalisierung der schriftlichen Überlieferung einen hohen Stellenwert für Kultur und Wissenschaft.

Was ist nach der Meinung des Autors die Idee der Bibliothek? Alle oben umrissenen Aufgabengebiete zielen darauf, Zugang zu gedruckten und digitalen Veröffentlichungen anzubieten. Michael Knoche plädiert für eine stärkere Kooperation der Bibliotheken auf nationaler Ebene. Als Handlungsfelder für eine nationale Bibliothekspolitik sieht er eine abgestimmte Sammelpolitik, die Kooperation bei der Archivierung gedruckter Werke, bei der digitalen Langzeitarchivierung, eine Aufgabenverteilung bei Forschungsdaten, eine Strategie zur Retrodigitalisierung und den Aufbau eines überregionalen Kompetenzzentrums für Bibliotheken.

Michael Knoches Werk zeigt die Perspektive eines langjährigen Leiters einer Forschungsbibliothek mit Spezialbeständen. Ein Universitätsbibliothekar hätte die Themen und die Lösungsansätze anders gewichtet und sicherlich dem wachsenden Engagement der Bibliotheken in der Forschungsunterstützung mehr Raum gegeben. Dies schmälert aber nicht die Qualität des Buchs, dessen Lektüren nicht nur Bibliothekar*innen, sondern auch Wissenschaftler*innen, Lehrenden oder den Angehörigen anderer Berufssparten empfohlen werden kann. (CH)



Chris Wickham, Das Mittelalter: Europa von 500 bis 1500, übers. v. Susanne Held, Stuttgart: Klett-Cotta, 2018. ISBN 978-3-608-96208-6. 506 S.

Mal wieder ein Buch über „das Mittelalter“ als solches. Als gäbe es nicht schon genug. Sollte man meinen. Das hier ist aus der Flut der entsprechenden Titel aber dann doch ein besonderes. Zumin-

dest das deutsche Feuilleton hat sich mehrheitlich vor Lob überschlagen. Die Besprechungen der zwei Jahre zuvor erschienenen Originalfassung (*Medieval Europe*, 2016) in anglophonen Fachzeitschriften waren da bemerkenswerterweise durchaus ambivalenter. Man vermisste regelmäßig die neue große These; mancher warf Wickham gar mangelnde Theoriebildung vor; einige würdigten *Medieval Europe* als das Alterswerk einer mediävistischen Autorität: gediegen, kenntnisreich, aber im strengen Sinne unnötig angesichts der bereits bestehenden Vielzahl guter Gesamtdarstellungen. Tatsächlich ist es jedoch nicht die tiefe Kenntnis und souveräne Stoffbeherrschung, auch nicht der elegante Stil, die diese neue Gesamtdarstellung auszeichnen – auch wenn das alles auf Wickhams *Mittelalter* zutrifft –, sondern der Umstand, dass es gar keine Gesamtdarstellung ist.

Der wesentliche Wert entfaltet sich vielmehr darin, dass Wickham „eine Interpretation des Mittelalters, keine lehrbuchartige Darstellung“ bieten will (S. 8). Und das sollte man ernst nehmen. In unmittelbarer Konsequenz heißt das übrigens auch, dass am meisten Honig aus diesem Buch wird ziehen können, wer schon mit einer anständigen Portion Vorwissen an die Lektüre geht. Wickham schreibt angenehm jargon- und weitestgehend voraussetzungsfrei. Er wird sicher auch Leserinnen und Leser außerhalb der mediävistischen Zunft finden. Vermutlich gar nicht wenige. Aber die interpretativen Zwischentöne, kurz gesagt der sprichwörtliche ‚Witz‘, mancher Darlegungen wird erst deutlich, wenn man die Folien und Interpretationen kennt, gegen die er sich absetzt oder die er nuanciert verschiebt. Und die gehen weit über das (hoffentlich bald endlich einmal Schatten-)

Fechten gegen allfällige Vorurteile über das vermeintlich ‚dunkle‘ Mittelalter hinaus.

Die andere Seite dieser Herangehensweise, die eben Interpretation und nicht Darstellung sein will, bedeutet: Ereignisse, Personen, Königreiche ... kurz, all das, was man in Epochendarstellungen erwarten mag – spielen hier eine eigentlich marginale Rolle. Sie kommen vor, aber sie sind nicht die Akteure des beschworenen Wandels. Die Bühne gehört vielmehr den Strukturen und den Institutionen: den Steuersystemen, den Praktiken der Machtausübung, den Aufschreibesystemen usw. In dieser Hinsicht steht Wickhams Interpretation in einer guten, heute nicht mehr ganz so präsenten Tradition: schon 1981 nämlich hat Dietrich Gerhard versucht, auf diese Weise die Entstehung und Entwicklung von *Old Eu-*

„Das Mittelalter zeichnet sich durch mehrere deutlich markierte Momente des Wandels aus; sie sind es, die der Epoche Form geben. Die wichtigsten Momente dieses Wandels sind meines Erachtens folgende – und ihnen allen ist jeweils ein Kapitel in diesem Buch gewidmet: der Untergang des Römischen Reichs im Westen im 5. Jahrhundert; die Krise des Reichs im Osten, als es im 7. Jahrhundert mit dem Aufkommen des Islams konfrontiert wurde; die Eindringlichkeit des karolingischen Experiments in einer im großen Maßstab moralisch orientierten Regierung im späten 8. und im 9. Jahrhundert; die Ausdehnung des Christentums in Nord- und Osteuropa (vor allem im 10. Jahrhundert); die radikale Dezentrierung politischer Macht im 11. Jahrhundert; das demographische und ökonomische Wachstum im 10. und bis zum 13. Jahrhundert; das Schwinden der Macht von Byzanz zur selben Zeit; der Schwarze Tod und die Herausbildung von Staatsgefügen im 14. Jahrhundert; und das Aufkommen des Engagements breiterer Bevölkerungsschichten zusammen mit der Entstehung von Öffentlichkeit im späten 14. und im 15. Jahrhundert.“

rope (Untertitel: *A Study of Continuity, 1000-1800*) zu erklären – mit ähnlich faszinierenden Einsichten aus der Vogelperspektive. Die Erzählungen, die beide vorlegen, sind natürlich ganz andere: Gerhard will die Einheit des alten Europas, über die Scheidezeit um 1500 hinweg, Wickham ganz ausdrücklich die

Einheit des Mittelalters als Epoche zeigen. Wickham gesteht sich auch den Mentalitäten, den Praktiken und Routinen größeren Raum zu. Aber die Herangehensweisen sind doch auf ihre je individuelle Weise sehr ähnlich und können beim genauen Lesen viele spannende Denkanstöße liefern. Übrigens auch in Parallelektüre.

Dabei ist Wickhams Darlegung nicht nur fast viermal dicker – Gerhards *Old Europe* kommt auf erstaunlichen 147 Seiten daher –, sondern dadurch natürlich auch verdaulicher. Er ist ein glänzender Erzähler. Aber seine Geschichten sind eben keine Darlegungen, wie es gewesen ist oder hätte gewesen sein können, sondern immer das Futter für die Interpretation einer Epoche. Entfaltet wird sie wesentlich als eine Geschichte des Wandels. Die für Wickham wesentlichen Momente dieses Wandels ergeben, chronologisch gereiht, zugleich die Grobgliederung des Buches und werden im Zitat oben so pointiert

beschrieben, dass eine Paraphrase unnötig scheint. Sie deuten übrigens auch schon eine weitere Hinsicht an, in der sich Wickhams Buch wohltuend von manchen anderen abhebt: es hat kein geographisches Zentrum. Insbesondere im früheren Mittelalter, dem ausgewiesenen Spezialgebiet des Verfassers, entsteht so eine sehr ausgewogene Sicht auf die Entwicklung. Wickhams kluge Epocheninterpretation wird sicher niemandes Mittelalterbild von Grund auf verändern – jedenfalls nicht innerhalb der historischen Zunft. So radikal neu ist das Meiste nicht. Vielleicht ja auch zum Glück. Aber verändern dürfte er schon manchen Blickwinkel. Und wenn auch nur im Detail oder durch eine neue Vergleichsperspektive, die er eröffnet. Aber auch das hat großen Wert. Denn die interpretative Kraft der Strukturierung und Restrukturierung – auch und gerade des Altbekannten – dürfte uns Historikerinnen und Historikern ja nur zu bewusst sein. (HK)

WER HAT – IMMER NOCH – ANGST VOR'M LINGUISTIC TURN? PETER SCHÖTTLER ZEIGT, WIE AUFSATZ- SAMMLUNGEN AUCH SEIN KÖNNEN



Peter Schöttler, Nach der Angst. Geschichtswissenschaft vor und nach dem „linguistic turn“, Münster: Westfälisches Dampfboot, 2018. ISBN 978-3-89691-293-0. 291 S.

Gesammelte Beiträge eines Langverdien-ten – das ist ein gut eingeübtes Traditions-format in den Geschichtswissenschaften. Würdigend, ein bisschen eitel oft, manchmal kokett, manchmal etwas behäbig, weil die Beiträge dann bei allem früheren Glanz doch etwas in die Jahre gekommen sind. Eine solche Sammlung könnte auch das vorliegende Buch auf den ersten Blick sein. Und sie ist nichts davon. Sie ist von der Anlage her ungewöhnlich, inhaltlich durch ihre fachgeschichtliche Einbettung immer noch aktuell, selbstkritisch im Blick – und kurz gesagt eine Freude zu lesen.

Peter Schöttler ist stets ein metropoliter Historiker gewesen; nicht nur in seiner eigenen akademischen Vita, sondern auch in seiner Funktion als Mittler zwischen unterschiedlichen historiografischen Traditionen. Als Historiker, insbesondere aber auch als Übersetzer, hat Schöttler für das Bekanntwerden der französischen Historiografie in Deutschland Wesentliches geleistet. Seine Buchbesprechungen nicht nur in Fachorganen, sondern auch in den großen, überregionalen Feuilletons haben Debatten über Theorie und Selbstverständnis des Faches begleitet und vorangetrieben.

Einer dieser großen Schauplätze war die seit den späten 1970er Jahren aus dem Westen in die BRD herüberschwappende Diskursana-

lyse semiotisch-linguistischer Prägung. Sprache wurde zur unhintergehbaren Grundstruktur menschlichen Denkens erhoben – und damit zur wesentlichen Bedingung, zugleich aber eben auch zur Hürde jeder wissenschaftlichen Erkenntnis. Dieser „linguistic turn“ hat Debatten ausgelöst, deren Heftigkeit nachfolgende Generationen heute mitunter schwer nachvollziehen können. Schöttler erklärt sie, ohne die eigene Parteilichkeit zu verschleiern, aber gerecht, in seiner lesenswerten Einleitung, zeigt den Konkurrenzdruck, dem sich die Sozialgeschichte ausgesetzt sah, ebenso wie den Wildwuchs der Beliebigkeit, den der Diskursbegriff bis zum Ende der 1990er in manchen Publikationen angenommen hatte. Er hat diese Entwicklungen selbst erlebt und schließlich auch selbst an ihnen teilgenommen. 1997 erschien in *Geschichte und Gesellschaft* (Jg. 23, S. 134-151), dem Flaggschiff ausgerechnet der Historischen Sozialwissenschaft, sein bis heute viel zitierter Aufsatz „Wer hat Angst vor dem ‚linguistic turn‘?“, auf den auch der Titel dieser Aufsatzsammlung anspielt. Die Angst ist zwei Jahrzehnte später merklich verebbt. Die Debatte vielleicht auch. Aber es ist gerade dieses ruhige Fahrwasser, die allzu ebene Straße, der Schöttler zu Recht das kritische Potenzial abspricht.

Die Aufsätze sind thematisch gruppiert, hier und da behutsam (und kenntlich) bibliographisch aktualisiert und mitunter durch bislang ungedruckte oder in anderen Zusammenhängen erschienene Anhänge ergänzt worden. So

ergibt sich eine ungleich dichtere Lektüre. Im letzten Drittel schließlich hat Schöttler thematisch gruppierte Buchbesprechungen zusammengestellt, die sich wie ein Zettelkasten einschlägiger Lektüre lesen.

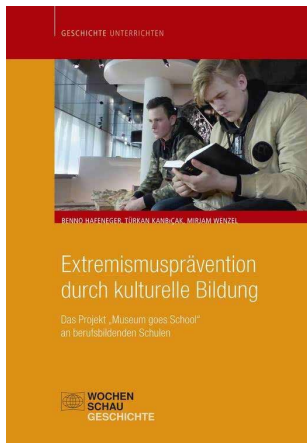
Eine der großen Thesen, die sich durch den Band ziehen, ist, dass es nicht nur auf die turns, auf die großen Perspektivwechsel in den

Geschichtswissenschaften ankommt, sondern auch auf die re-turns, auf das Zurückschwingen des Pendels und die Wiederentdeckung der abgelegten Traditionen. Schöttler zeigt uns: das kann so und so ausgehen. Wichtig ist, dass man auf dem Weg etwas gelernt hat. (HK)

Abbildung: Paul Gustave Doré, Rotkäppchen, aus dem Märchenbuch *Les Contes de Perrault*, Paris 1862.

Nicht nur der *linguistic turn*, auch viele andere turns waren produktiv, haben etwas angestoßen oder umgestoßen. Einige sind vielleicht versandet, andere haben sich vermutlich in Sackgassen manövriert. Na und? Schlimm ist nur der Hang zur Fetischisierung oder gar zur modischen Verramschung; als ginge es um einen Wettbewerb akademischer Klingeltöne. Wenn nämlich jeder turn in eine bestimmte Schublade kommt, die dann im Lehrplan in ein Modul verwandelt wird und bald auch zur Gründung eines Graduiertenkollegs führt oder die Einrichtung einer thematisch begrenzten Juniorprofessur nach sich zieht, aus welcher wiederum ein Einführungsbändchen für BA-Studierende hervorgeht, ist nur scheinbar der neuesten Wissenschaftsentwicklung genüge getan. In Wahrheit werden die kritischen Impulse aller turns damit oft auf den Kopf gestellt. Aus meist recht steilen, unbequemen Pfaden zu unbekanntem Höhen (wie Marx sagte) wird am Ende wieder nur eine breite Landstraße, die sich mit jedem GPS berechnen lässt. (Schöttler, *Nach der Angst*, 2018, S. 26f.)





Benno Hafener u.a., Extremismusprävention durch kulturelle Bildung. Das Projekt „AntiAnti - Museum Goes School“ an berufsbildenden Schulen, Schwalbach i. Ts.: Wochenschau, 2018. ISBN 978-3-7344-0632-4. 118 S.

Das Jüdische Museum Frankfurt entwickelte 2017 ein schulbezogenes Workshop-Programm zur Extremismusprävention bei „bildungsbenachteiligte[n]“

Jugendlichen „mit Migrationshintergrund“, das in dieser Publikation nach der Pilotphase vorgestellt und evaluiert wird (5, 10). Wie der Untertitel des Buches bereits verrät, wird das Programm des Museums in Kooperation mit berufsbildenden Schulen umgesetzt. Die Zielgruppen des Projektes sind zum einen Jugendliche, zum anderen Lehrpersonen mit Fortbildungswunsch in den Bereichen Extremismusprävention und Demokratielernen. Die Intention des Projektes, die zur Veröffentlichung des Berichts führte, war die „Verbreitung“ entsprechender „Ansätze und Konzepte“ zu unterstützen und einen Anstoß für „kollegiale Gespräche und Beratungen über konkrete Möglichkeiten der primärpräventiven Bildungsarbeit im schulischen Alltag“ zu geben (109).

Benno Hafener (Professor für Erziehungswissenschaften, Philipps-Universität Marburg), Türkân Kanbıçak (derzeit abgeordnete Lehrkraft im Bereich Kultur- und Sozialwissenschaft der Hochschule Fulda, im Pädagogischen Zentrum des Fritz Bauer Instituts und Jüdischen Museum Frankfurt) sowie Mirjam Wenzel (Direktorin des Jüdischen Museums Frankfurt) machen sich zur Aufgabe, auf rund 100 Seiten einen transparenten und selbstkritischen Einblick in ihre Zusammenarbeit mit einer Frankfurter Berufsschulklasse (Unterstufe, Agrarwirtschaft) zu bieten. Nach einem einleitenden Vorwort von Mirjam Wenzel, in dem der Entstehungskontext des Programms knapp erläutert wird, folgt der ausführlichste Teil der Publikation „Berufsbildende Schulen – ein Beispiel: die Philipp-Holzmann-Schule in Frankfurt am Main“ von Türkân Kanbıçak (7-82). Die Überschrift des Großkapitels lässt nicht auf den Inhalt schließen, denn es wird nicht ausschließlich anhand der Philipp-Holzmann-Schule exemplarisch erklärt, was berufsbildende Schulen sind, sondern weit darüber hinaus die Umsetzung des gesamten halbjäh-

rigen Projektes „AntiAnti – Museum Goes School“ beschrieben und kommentiert: Die Ausführungen beginnen mit der Projektidee, es folgen gebündelt jeweils die Vorstellung eines der insgesamt fünf Workshops inklusive Beobachtungen aus der konkreten Umsetzung mit den Jugendlichen und Auszügen aus dem Arbeitsmaterial der entsprechenden Lerneinheit. Auf einer Doppelseite werden die jeweiligen Zeitpunkte und die Dauer der einzelnen Termine festgehalten, die in der Pilotgruppe je nach Workshop an einem Vormittag bzw. Nachmittag, ganztätig oder an mehreren Tagen stattfanden (12/13).

Im Workshop I „Ich und meine Lebenswirklichkeit“ (14-28) wenden sich die Lernenden ihren eigenen Familiengeschichten zu und fragen hierbei nach räumlicher Herkunft und Migration. Anknüpfend an diesen Subjektbezug nimmt Workshop II das „Ich und meine Anderen. Diskriminierungserfahrungen, Toleranz und Haltungen“ in den Blick (29-47). Die Jugendlichen setzen sich mit den Begriffen „Vorurteil“, „Klischee“ und „Stereotyp“ auseinander (32, 38/39), mit der Konstruktion von Gruppenzugehörigkeit und der mit dieser verbundenen Chancenvergabe oder Diskriminierungserfahrung. Die Kombination der ersten beiden Workshops erscheint pädagogisch im Allgemeinen und für Antisemitismusprävention im Besonderen sinnvoll.¹ Mit diesem Vorwissen besucht die Gruppe das Museum Judengasse. Das Jüdische Museum hatte zum Zeitpunkt der Pilotdurchführung aufgrund von Baumaßnahmen geschlossen, sodass der raumbezogene Zuschnitt des Workshops II nach einem Ortswechsel wohl verändert werden wird. So erfahren die Teilnehmenden im Museum beispielsweise über die Entwicklung jüdischen Lebens in Frankfurt und die Konflikte, die der Errichtung des Museums Judengasse vorangingen. Sie besuchen ebenfalls den ehemaligen Standort der im Nationalsozialismus zerstörten Synagoge.

Auch Workshop III „Konstruktion und Dekonstruktion medialer Berichterstattung. Begegnung im Triolog“ findet außerschulisch statt (48-55). Hier liegt der Schwerpunkt auf sogenannten „Scheinerfahrungen“ mit unvertrauten sozialen Gruppen (48). Die Jugendlichen besuchen ein Seniorenheim der Budge-Stiftung, in dem Menschen jüdischen, christlichen und seit

kurzer Zeit auch muslimischen Glaubens gemeinsam ihren Lebensabend gestalten. Da „Scheinerfahrungen“ auch über vereinfachte Darstellungen in Medienformaten transportiert werden, erstellt die Gruppe im medienbezogenen Teil des Workshops anhand eines Berichts über einen aktuellen Brandanschlag auf eine Unterkunft für Asylbewerber*innen eine Kurzmeldung für die Nachrichten, sodass sie mit Hilfe der eigenen Gestaltung Medienprodukte in ihrem Auswahlcharakter kritisch hinterfragen (51, 54/55). Zum Thema unterschiedliche Essgewohnheiten probiert die Gruppe zwischen den Lerneinheiten koscheres Essen. Anschließend wird den Jugendlichen im interreligiösen Dialog die Gelegenheit für ein Gespräch mit professionellen Repräsentanten unterschiedlicher Glaubenszugehörigkeit über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den abrahamitischen Religionen gegeben (52).

Für Workshop IV „Stadtteilerkundung: Mein Stadtteil – meine Heimat?“ (56-63) erhalten die Jugendlichen den Auftrag, in einem Handyvideo für sie bedeutende Räume aus verschiedenen Lebensphasen (Zuhause, Kindergarten, Schule, Orte der Freizeitgestaltung) vor Ort mit Geschichten vorzustellen. Im fünften und somit letzten Workshop „Zukunft gestalten“ (64-73) beantworten die Teilnehmenden individuell Fragen zu einer längerfristigen Lebensperspektive mit Zielen aber auch Hürden und nehmen eine zielenorientierte Verhaltensreflexion vor. Bei der Abschlussveranstaltung im feierlichen Rahmen werden die selbstgedrehten Videos in einem zusammengefühten Film vorgestellt und prämiert,² wobei alle zusätzlich ein eigenes Zertifikat über die Teilnahme erhalten.

Methodisch ist das Workshop-Programm gut durchdacht. Die Jugendlichen werden dazu angehalten, ein Projektstagebuch zu führen, das sie über mehrere Monate begleitet. Eine Leitgeschichte, auf die immer wieder Bezug genommen wird, führt durch das Programm und stellt Zusammenhänge zwischen den Lerneinheiten her. Sie handelt vom fiktiven Jungen Mehmet, dessen Eltern in den 1960er Jahren als Gastarbeitende nach Deutschland gingen, während er weiterhin in der Türkei lebte. Geschichten zu Gastarbeitern lernen die Jugendlichen aus verschiedenen Perspektiven kennen, die des Jungen, die einer Gastarbeiterin und jener eines Jugendlichen der zweiten Generation in Deutschland. Auch die Workshop-Leitung berichtet aus ihrem Leben. Die Workshops binden also mal fiktive und mal biografische Geschichten ein, um Gesprächsanlässe über das eigene Leben in einer

Migrationsgesellschaft zu schaffen. Immer wieder wird über die Wahl der Medien und der Sozialform auf die Inhalte abgestimmt. Abwechslung hergestellt, so wird beispielsweise individuell ein Stammbaum gemalt, gemeinsam einen Rap-Song gehört oder ein Filmausschnitt angesehen und in Bezug auf die eigene Lebenswelt besprochen, ein Rollenspiel durchgeführt, außerschulische (Lern)orte besucht, kooperativ eine Nachrichtenmeldung erstellt oder ein Videodreh veranstaltet.

Auf zweieinhalb Seiten werden kurz die thematischen Schwerpunkte der „Fortbildung für Lehrende“ dargestellt, doch anders als bei den Workshops für Jugendliche kein Einblick in die Materialgrundlage gewährt („Dschihadismus in Deutschland – Daten- und Gefahrenlage“, „rassismuskritisch[e] Bildungsarbeit im Kontext von Normalitätsvorstellungen“, „Ideologieübergreifender Vergleich extremistischer Biografien“) (78-80). Kanbıçak springt dann irritierenderweise zurück zum Bericht über die Schüler*innen-Workshops und fasst unter der Überschrift „Beobachtungen zum Verhalten der Lerngruppe“ ein wenig durcheinander Informationen über die „Heterogenität“ der Lerngruppe, „Abwesenheiten“, „familiäre Hintergründe“, „Störungen“, das „Setting Schule“ und den „Soziale[n] Umgang miteinander“ zusammen (80-82).

Benno Hafener hält anschließend auf rund 20 Seiten „Evaluative Blicke auf das kulturelle Bildungsprogramm“ fest (83-105). Die Ausführungen zielen „erstens auf die ‚Erkundung‘ des Bildungsverständnisses und der konzeptionellen pädagogischen Rahmung des Vorhabens (Themenfeldes); zweitens auf Elemente der didaktischen Arrangements und sozialen Mikrowelt einer Schulklasse sowie die abschließenden Bewertungen durch die Akteure“ (83). Der Autor betont die Bedeutung einer „lebensweltorientierten Bildung“ (88) in der Jugend für das „Hineinwachsen der jungen Generation in die Gesellschaft“ (86). Bedeutend, so Hafener, sind hierbei die Begriffe „Fremdheit“ und „Aneignung“ (88). Sie stehen für Akzeptanz von „Vielfalt“, für „Handlungsfähigkeit und Alterität“ (ebd.). Der Ansatz ist folglich im Diskurs über Diversity zu verorten.³

Der Autor fasst noch einmal die einzelnen Workshops und Fortbildungen zusammen und arbeitet die methodischen Vorzüge des Gesamtprogramms heraus, die sich mit der Wahrnehmung der Jugendlichen zu decken scheinen (95-105). In der Evaluation der „Projektverantwortlichen“ heißt es passend: „Zahlreiche

Hinweise haben deutlich gemacht, dass die Ziele auch erreicht wurden und das Programm gelungen ist“ (101). Wenn 16- bis 18-Jährige sich unaufgefordert für die Abschlussveranstaltung der Kooperation auf einen schicken Dresscode einigen und während dieser schulischen Feierlichkeit spontan zu tanzen beginnen, spricht dies wohl für eine gute Atmosphäre im Projekt (76/77). Trotz des Erfolgserlebnisses sprechen die Projektverantwortlichen weiterhin vom „Modellcharakter, des Bildungsangebots (103). Im „Resümee und Ausblick“ (106-109) stellen Benno Hafenegger und Türkân Kanbıçak in Aussicht, noch weiter an diesem Projekt zu feilen (109). Ferner wenden sie sich von ihrem eigenen Projekt hin zur allgemeinen Notwendigkeit von primär-, sekundär- und tertiärpräventiven Angeboten. Eine wissenschaftliche Auswertung von Bildungsprogrammen hat Seltenheitswert, da „viele Projekte eher noch auf experimentellen Erprobungen als auf fundierten wissenschaftlichen Erkenntnissen basieren“ (108/109). Es wäre interessant gewesen, etwas über die genaue Art der empirischen Erhebung und Auswertung der Evaluation zu erfahren.

In der Gesamtbetrachtung zeigt sich, das Projekt „AntiAnti“ ist nicht auf Antisemitismusprävention begrenzt, es soll im Allgemeinen Identitätsreflexion und Lebensorientierung anregen. Das Lernen über die Konstruktion von Gruppenzugehörigkeit soll extremistischen Bewegungen, die über Ab- und Ausgrenzung funktionieren, ihre Anziehungskraft rauben. Die Anzahl der Einheiten und die Dauer des Programms von einem halben Jahr wirken produktiv. Die grundsätzliche Entscheidung einer Veröffentlichung, Einblicke in ein Projekt *in progress* zu gewähren mit Mut zur Kritik am eigenen Vorgehen und die Bereitstellung von Materialien sind für die Überführung

in Unterricht und die Weiterentwicklung neuer Bildungsangebote sehr begrüßenswert. Dem Projekt ist in der Umsetzung zu wünschen, dass die folgenden Durchgänge in gleichem Maße Anklang bei Jugendlichen finden werden wie die Pilotphase, und der Projektgruppe wiederum, dass sie mit diesem Buch das erhoffte Ziel, zur „Verbreitung primärpräventiver Ansätze und Konzepte“ beitragen zu können, erreicht (109). (RP)

ENDNOTEN

¹ Heike Radvan schreibt aus der Perspektive der Antisemitismusforschung: „Die Beschäftigung mit Strukturen antisemitischer Semantik kann als übergreifender Lerngegenstand betrachtet werden, der Reflexionen über Differenz- und Gruppenkonstruktionen, Konstruktionen vorgestellter Gemeinschaften, Prozesse und Selbst- und Fremdzuschreibung oder total Identifizierung anregt. Gerade weil sich die Beobachtungshaltungen als habitualisiertes Handlungswissen zeigen, das themenübergreifend zugrunde liegt, ist es sinnvoll Rassismen, Ethnisierungs- und Kulturalisierungsprozesse, rechts-populistische Meinungen etc. einzubeziehen“, siehe Artikel „Der Zusammenhang von Wahrnehmung und Intervention im pädagogischen Umgang mit Antisemitismus. Perspektiven für die Aus- und Weiterbildung“, Jahrbuch für Antisemitismusforschung 20 (2011), 55-77, hier S. 74. Wolfram Stender warnt jedoch „Antisemitismus mit Antirassismus bekämpfen zu wollen, zeugt von einem kompletten Unverständnis des modernen Antisemitismus. Seine antimoderne Stoßrichtung, sein fetischisierter Antikapitalismus, die Identifizierung der Juden mit Geld, Geist und Macht usw. – nichts davon wird in der gängigen Gleichsetzung von Antisemitismus und Rassismus berücksichtigt“, siehe Artikel „Antisemitismuskritische Bildungsarbeit. Forschungsstand und Perspektiven“, Jahrbuch für Antisemitismusforschung 20 (2011), 36-54, hier S. 46.

² Das geschnittene Video „Frankfurt: Mein Stadtteil – meine Heimat?“ ist auf YouTube abrufbar: www.youtube.com/watch?v=-ZrpwJkRPis (zuletzt aufgerufen am 29.07.2018).

³ Siehe beispielsweise Katharina Walgenbach: Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft. 2., durchgesehene Auflage. Opladen/Toronto 2017.

EINE NEUE REIHE ALS BRÜCKE ZWISCHEN DEN DISZIPLINÄREN WELTEN: EIN BLICK IN DIE „METHODICA: EINFÜHRUNG IN DIE RECHTSHISTORISCHE FORSCHUNG“

In Frankfurt a.M. widmet sich seit 1964 das Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte der interdisziplinären Erforschung europäischer und außereuropäischer Rechtsordnungen. Maßgebliche Editions- und Handbuchprojekte sind hier betrieben und vorgelegt worden, etwa zur Privatrechtsgeschichte der Neuzeit (Coing), zur Geschichte des öffentlichen Rechts (Stolleis), der römischen Rechtsgeschichte (Foegen) oder zur gesetzgebenden Tätigkeit des vorstaatlichen Europas im Mittelalter (Wolf). Umfassende Mikrofilmsammlungen und eine hervorragende Spezialbibliothek machen das MPIER zu einem Forschungszentrum von internationalem Rang (Einzelheiten unter www.rg.mpg.de). Zu den etablierten Schriftenreihen des Instituts ist nun mit den *methodica* seit 2016 eine hinzugetreten, die mit ganz schmalen, aber hoch anspruchsvollen Bändchen den rechtsgeschichtlichen Nachwuchs unterstützen soll. Und das – das kann man ohne Einschränkung sagen – hervorragend tut. Drei Bände werden hier exemplarisch unter die Lupe genommen. Die Grundidee der Reihe ist es, methodische Fragen, das heißt insbesondere auch solche des Umgangs mit

den Quellen, in den Mittelpunkt zu rücken. Um die Darlegung historischer Verläufe, als der konsensgeronnenen Rechtsgeschichte selbst, oder die Kondensierung von Forschungsergebnissen ist es den Herausgebern und ihren Bearbeiter*innen dabei weniger bestellt. Das ist erfrischend und kommt zu rechten Zeit – zumal es auch gute Einführungen in der vorgenannten Art bereits in ausreichender Zahl gibt. Für die deutsche Rechtsgeschichte sei nur auf ‚den Kroeschell‘ verwiesen, der mittlerweile in dreibändiger Neubearbeitung unter Mitarbeit von Albrecht Cordes und Karin Nehlsen-von Stryk die mittlerweile 13. Auflage erreicht hat. Die ersten beiden Bände der *methodica*-Reihe sind bereits 2016 erschienen. Darin ging es um *Recht und Moral in der Scholastik der Frühen Neuzeit 1500-1750* (Decock/Birt) bzw. *Privat-staatliche Regelungsstrukturen im frühen Industrie- und Sozialstaat* (Collin). Die drei folgenden Bände befassen sich mit dem frühen Mittelalter, der Strafrechtsgeschichte der frühen Neuzeit sowie dem Querschnittsthema Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Sie werden im Folgenden kurz vorgestellt. Mit den *Rechtsräumen* als *Ordnungsmuster im Europa*



Karl Härter, *Strafrechts- und Kriminalitätsgeschichte der Frühen Neuzeit* (*methodica: Einführungen in die rechtshistorische Forschung* 5), Berlin u.a.: De Gruyter, 2018. ISBN 978-3-11-037979-2. 204 S.

des frühen Mittelalters hat sich **Caspar Ehlers** ein anspruchsvolles und zugleich ungemein reizvolles Thema vorgenommen. Dies ist zugleich sicher der für die Reihe *methodica* untypischste Band, was Aufbau und Anspruch angeht. Denn die „Rechtsräume“ sind ja noch kein etabliertes Forschungsfeld der Rechtsgeschichte, jedenfalls beileibe noch nicht in der Lehre, für die die Einführungsbände der Reihe mehrheitlich ausgelegt sind. Ehlers will zeigen, wie Recht und Raum in Zeiten korrelieren, in denen „Geltung“ nicht die normative Qualität einer staatszentrierten Moderne und ihres Durchsetzungsapparates hatte, mitunter also deutlich dynamischer begriffen werden muss. Das ist der mittelalterlichen Rechtsgeschichte irgendwie schon lange klar – wie man das aber methodisch in den Griff bekommen soll, durchaus nicht. Das gilt umso mehr unter den Bedingungen stark oraler Rechtskulturen wie denen des frühen Mittelalters und ist durch die Einbeziehung symbol- und ritualwissenschaftlicher Erkenntnisse in den letzten Jahren eher noch komplizierter geworden. Ehlers hat auch keine griffigen Antworten parat, was manche Leser*innen mit ausdrücklich propädeutischen Interessen sicher enttäuschen wird. Aber er bündelt die Vielzahl der Perspektiven und Ansätze von Zentralörtlichkeit bis Inklusion/Exklusion und schlägt Schneisen durch das kulturwissenschaftliche Dickicht der letzten Jahrzehnte. In dieser Hinsicht ist der Band ausgesprochen hilfreich und kann sicher weit über den engeren Bezug des frühen Mittelalters hi-

naus anregend sein – zumal ja über „Rechtsräume“ und „Rechtslandschaften“ auch in Bezug auf spätere Epochen immer wieder nachgedacht wird.

Die *Strafrechts- und Kriminalitätsgeschichte der frühen Neuzeit*, mit der **Karl Härter** sich befasst, hat in den letzten Jahrzehnten geboomt. Wenn man genau hinguckt, gilt das vor allem für letztere. Die Strafrechtsgeschichte dagegen dümpelte etwas – was nicht zuletzt auch an der starken (und ziemlich unnötigen) Trennung beider Disziplinen voneinander lag. Hier leistet Härters Bändchen wichtige Arbeit; denn es führt Strafrechts- und Kriminalitätsgeschichte, wenn man so will: Norm und gelebte Praxis, wieder enger aneinander. Erfreulich ernst nimmt er dabei die Quellenkunde. Die großen, programmatischen Entwürfe und Konzepte von Sozialdisziplinierung über Zivilisationsprozess bis zur Historischen Devianzforschung werden zwar knapp referiert. Im Mittelpunkt aber stehen die unterschiedlichen Akteure und Institutionen sowie die Quellen, die sie produzierten. Ganz handfest stellt Härter Editionen und Hilfsmittel vor, weist in moderne Literatur und gibt Hinweise auf exemplarische Fallstudien, die anregend wirken können. Das Ganze ist sehr zugänglich und jargonfrei. Ähnliches kann man über den dritten hier anzudeutenden Band sagen. Mit **Michael Stolleis** gibt die Einführung in die *Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte* einer der international renommiertesten Experten auf diesem Gebiet. Seine vierbändige *Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland* (Bde. 1 bis 3: 1988-1999, Bd. 4



Michael Stolleis, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte: Materialien, Methodik, Fragestellung (methodica: Einführungen in die rechtshistorische Forschung 4), Berlin u.a.: DeGruyter, 2017. ISBN 978-3-11-055694-0. 132 S.

Caspar Ehlers, Rechtsräume: Ordnungsmuster im Europa des frühen Mittelalters (methodica: Einführungen in die rechtshistorische Forschung 3), Berlin u.a.: DeGruyter, 2016. ISBN 978-3-11-037971-6. 181 S.



dann erst 2012) ist ein moderner Klassiker, der so rasch nicht eingeholt werden dürfte. Der erste Teil sensibilisiert für Grundbegriffe, verortet Nachbardisziplinen und umreißt Grundzüge der Fachgeschichte. Er mündet in vier Fallbeispiele ein, die exemplarisch zeigen, wie Konzepte und Quellen miteinander verwoben sind. Das ist erstens ein didaktisch glänzender Kniff und zweitens sehr überzeugend, weil niedrigschwellig durchgeführt. Lernende erkennen auf nachvollziehbare Weise, warum insbesondere Verfassungsgeschichte so sprachsensibel vorgehen muss, und in welchen unterschiedlichen Schattierungen „Normen“ und „Faktizität“ wirksam werden können. Im zweiten Teil werden dann ganz handfest Quellengattungen, Editionen und Quellensammlungen, Handbücher und andere Hilfsmittel besprochen. Der dritte Teil weist traditionelle und virulente Forschungsfelder sowie zukünftige Perspektiven aus.

Alle drei vorhergehend vorgestellten Bände zeichnen sich durch kompakte Darstellung und hohe Zugänglichkeit aus. Ehlers *Rechtsräume* stellen – der Sache nach verständlich – sicher die höchsten Hürden an die Verdaulichkeit, haben aber auch das größte Innovationspotenzial. Gemeinsam ist allen drei Bänden ihr klarer Bezug zur universitären Lehre und ihr ernst gemeintes, handfest eingelöstes Bekenntnis zu einer fachübergreifenden rechtshistorischen

Forschung. Die hat gerade in Deutschland aus dem 19. Jahrhundert noch eine mehrfache Trennung geerbt: Erstens betreiben sowohl Jurist*innen als auch Historiker*innen Rechtsgeschichte – aber oft aus sehr unterschiedlicher Perspektive, mit unterschiedlichen, fachkulturellen Herangehensweise und leider noch immer unter erstaunlich regelmäßiger Ignoranz gegenüber dem jeweils anderen kollegialen Fach. Das ist in den letzten Jahrzehnten besser geworden, wozu nicht zuletzt auch das MPIER einen nicht zu unterschätzenden Beitrag geleistet haben sollte. Aber es gäbe schon noch die sprichwörtliche Luft nach oben, was die fächerübergreifende Zusammenarbeit angeht. Andererseits hat die rechtshistorische Forschung eine starke Trennung zwischen Germanisten, Romanisten und Kanonisten, zwischen gelehrtem und ungelehrtem Recht geerbt. Auch das ist besser geworden. Und gerade die letzten Jahre haben uns immer mehr gezeigt, dass auch historisch diese Trennung nicht so scharf war, wie sie gern behauptet worden ist. Dass jetzt jedenfalls Querschnittseinführungen die Rechtsgeschichte vom Gegenstand her und an den Quellen entlang aufschließen, ist ausgesprochen begrüßenswert.

(HK)



Ludwig von Eyb der Jüngere, Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumberg. Kritische Edition (Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit 21), hg. von Helgard Ulmschneider, Münster: Waxmann, 2018. ISBN 978-3-8309-37887-6. 404 S.

Die Biographie des fränkischen Ritters und Söldnerführers Wilwolt von Schaumberg, verfasst mit seiner eigenen Beteiligung von seinem Standesgenossen

für viele wichtige Texte des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit nicht nur die erste, sondern die noch immer einzige Edition bereitstellt. In dieser Ausgabe ist der Texte im Übrigen auch im Internet frei zugänglich. Das Problem: Keller griff nur auf eine der beiden überlieferten Handschriften, ein Wolfenbütteler Exemplar, zurück, das mittlerweile als eine sehr fehlerhafte Abschrift der anderen, ihm offenbar nicht bekannten Handschrift erkannt worden ist. Sie wird heute im Nürnberger Staatsarchiv verwahrt und stellt ein offenbar im unmittelbaren Umkreis Ludwigs von Eyb entstandenes, für den Druck redigiertes und autorisiertes Exemplar dar. Der Druck – ebenso wie die offenbar geplante Illustration – blieb dann freilich aus.

Ludwig von Eyb in den Jahren kurz nach 1500, zählt zu den zentralen Quellen für die deutsche Adelsgeschichte der Zeit. Anschaulich werden Militäraktionen und Turniere, Minnedienst und zentrale Ereignisse der europäischen Geschichte am Ausgang des Mittelalters, Diplomatie und niederadeliger Alltag geschildert. Unter anderem trat Wilwolt beim berühmten Stuttgarter Turnier von 1484 (einem der „Vier-Lande-Turniere“) an, war kaiserlicher Hauptmann auf dem Feldzug gegen Matthias Corvinus und reiste mit dem Grafen von Henneberg nach Rom. Die vielen weiteren Episoden, Ereignisse und Prozesse, über die er durch seinen Biographen Ludwig von Eyb, selbst ja kein unbedeutender fränkischer Niederadeliger, berichtet, können hier nicht im Einzelnen aufgezählt werden. Der Quellenwert wird allgemein als hoch eingeschätzt, auch wenn die Adelsbiographie ausdrücklich auch als Exempel angelegt wurde.

Adelbert von Keller hat diese spannende und wichtige Schrift bereits 1859 in der *Bibliothek des literarischen (!) Vereins zu Stuttgart* herausgegeben; einer Reihe, die bis heute insofern bedeutsam ist, als sie

Die Neuedition von Helgard Ulmschneider folgt naturgemäß dieser nun bekannten, autornahen Handschrift und gibt einen sehr sauberen, kritisch aufbereiteten und umfassend kommentierten Text. Etwas unmotiviert wirken oft die eingesprenkelten Illustrationen, die meist zu klein und oft in schlechter Auflösung, teils schwarz-weiß und teils in Farbe eingefügt wurden. Bei 400 Druckseiten hätten einige ganzseitige Abbildungen den sprichwörtlichen Braten auch nicht mehr sehr viel fetter gemacht. Aber das Wesentliche ist ja der Text. Und der steht nun in einer deutlich besseren Fassung als in der Keller'schen Ausgabe zur Verfügung. Umfangreiche Register und eine gute Kommentierung helfen bei der Erschließung. Für's einfache Schmökern – wozu der Text nachdrücklich einlädt – sind die Marginalien, die Ulmschneider ihrer Ausgabe beigegeben hat, willkommene Wegweiser. (HK)

„DER BAUMGART“ IST IN NEUER AUFLAGE ERSCHIENEN

Mit Baumgarts „Bücherverzeichnis“ und seiner „Quellenkunde“ sind mittlerweile Generationen von Studierenden groß geworden – und haben sicher auch Generationen von Wissenschaftler*innen noch nach dem Studium immer wieder Orientierung gefunden. Der ersten Auflage der „Quellenkunde“ in neun kurzen Bändchen (1977-2003) folgte 2005 eine Neuauflage als CD-ROM. Die nun vorliegende Neubearbeitung ist zeitgemäß in zweierlei Form erhältlich: gedruckt und als eBook. Gegenüber der Erstauflage sind nicht nur umfangreiche Überarbeitungen und Ergänzungen vorgenommen worden, sondern wurden auch alle bisher verzeichneten älteren Titel (d.h. ungefähr die bis aufs Stichjahr 1920) auf etwaige Digitalisate überprüft und ggf. entsprechend gekennzeichnet. Auch das ist absolut zeitgemäß. Ob dagegen Quellenkunden es noch sind, darüber dürfte mittlerweile hier und da gestritten werden. Meines Erachtens: mehr denn je. Denn gerade die Überflutung durch digitale Angebote und die Verlockungen, die deren jederzeitige Erreichbarkeit ausstrahlen, macht die Orientierung für Studierende immer schwieriger. Da sind Quellenkunden, die kompakte und hürdenlos einschlägige, verfügbare Quellen zu einem Thema oder Zeitabschnitt systematisch aufzeigen und kommentieren, eine wichtige Ergänzung zum kompetenten Umgang mit OPACs und anderen Datenbanken.

Aber was verzeichnet „der Baumgart“ denn nun eigentlich? Der Titel sagt es: Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit, genauer zwischen ca.1500 und 1990 (also nicht ganz „die Gegenwart“, wie der Titel verspricht). Dabei greifen dreierlei Einschränkungen, die z. T. schmerzlich, aber wohl auch nötig sind:

- Zum einen die konsequente Beschränkung auf *Schriftquellen*, wobei hybride Formen wie früh-

neuzzeitliche Flugblätter oder politische Plakate durchaus hier und da mit einbezogen werden.

- Zum zweiten die ausschließliche Berücksichtigung *gedruckter* Quellen – und nur in Einzelfällen, für die naturgemäß die Auswahlkriterien nicht ganz klar sind, auch reine *online*-Editionen.
- Drittens schließlich wurden nur *umfangreichere Sammlungen bzw. Quellenreihen* und wiederum nur in Einzelfällen monographisch erschienene Editionen, insbesondere von „Traditionsquellen“ (also Chroniken, Memoiren etc.), aufgenommen. Editionen in Zeitschriften u.ä. mussten unberücksichtigt bleiben.

Die Verzeichnung selbst ist eine charakteristische Verbindung zwischen Bibliographie und Kommentierung, die chronologisch klar begrenzbare Sachthemen auf knappen Raum behandelt. Nur einige Beispiele:

- die jeweiligen deutschen Herrscher (neben Urkunden, Korrespondenzen und Akten auch Itinerare, Ego-Dokumente, Hofhistoriografie, Rechnungen etc.);
- große Persönlichkeiten der Weimarer Republik (Stresemann, Marx, Brüning etc.) oder die Geschichte der Parteien in Kaiserreich, Republik, NS und BRD;
- diplomatische Berichte über die Situation in Deutschland aus allen Epochen (vom Vatikan bis zu den Deutschlandberichten der SoPade);
- einzelne Ereignisse (Bauernkrieg; Marburger Religionsgespräch; Friede von Brest-Litovsk; etc.);

Benannt werden nicht nur die editorischen Schwerpunkte der jeweiligen Ausgabe, sondern teils auch deren historischer Hintergrund, editorische Ansätze,

soweit sie die Auswahl bzw. Präsentation der Quellen betreffen, und damit regelmäßig auch deren Standpunktgebundenheit. Das sind oft wertvolle Hinweise für das Verständnis. Insbesondere der zweite Band zum 19. Jahrhundert ist stark in der Auswertung internationaler Quellenwerke; im dritten ist das eher gezielt bei Themen mit entsprechender Transnationalität der Fall. Insgesamt haben schon die Autor*innen der Erstaufgabe ebenso wie nun ihre Bearbeiter*innen (die nur teils identisch sind) ihre jeweiligen Abschnitte sachlichen, d. h. auch von ihnen gewählten Strukturmerkmalen unterworfen. Über diese Auswahl kann man natürlich streiten, wie immer, wenn es darum geht, Geschichte in Abschnitte und Themen zu untergliedern oder für eine Zeit repräsentative, einflussreiche Persönlichkeiten zu benennen. Aber ein solcher Streit ist müßig.

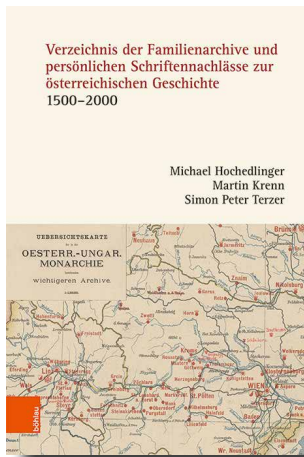
Was man allerdings sicher als Manko (oder doch wenigstens als Einschränkung) wird klar benennen können, ist die starke Fokussierung auf die Politikgeschichte – wobei manches davon natürlich auch im verzeichneten Material begründet liegen dürfte. So kommt es aber etwa, dass von den großen sozialen Bewegungen im dritten Band nur die Arbeiterbewegung eines eigenen Kapitels für würdig erachtet wurde, während z. B. Studenten- und Frauenbewegung nur in Rahmentexten vorkommen. Der besonderen Anlage der Register wegen, die neben Personen nur „Haupttitel (z. T. gekürzt) nach der mechanischen Wortfolge“ enthalten, wird man beides auch dort nicht als Schlagwort finden. Da hilft dann nur die eBook-Ausgabe, in der man die Freitextsuche anwenden kann. Ob man übrigens 2018 immer noch von einer „im Schwange befindlichen ‚Geschlechtergeschichte‘“ (Bd. 3, S. 201) sprechen muss, als wäre Gender ein Modethema unter vielen, das sich irgendwann auch wieder erledigt, wäre eine weitere, aber vielleicht auch etwas kleinliche oder übersen-

sible Frage.

Fest steht: das, was „der Baumgart“ liefert, ist eine Pionierleistung im engeren Sinne; er bestellt nämlich ein unwegsames Gelände. Ob man dann das Gelände anders deuten oder darin mehr entdecken wird, das steht auf einem anderen Blatt. Aber er wird sicher noch manch weiterer Generationen von Studierenden (und manch eine*r Lehrenden) ein dankbar angenommenes Hilfsmittel für die erste Quellenorientierung sein. (HK)



Winfried Baumgart (Hg.), Quellenkunde zur deutschen Geschichte der Neuzeit von 1500 bis zur Gegenwart, 3 Bde., Paderborn: Schöningh 2018. ISBN 978-3-506-78914-3. zus. 2.124 S.



Michael Hochedlinger u.a., Verzeichnis der Familienarchive und persönlichen Schriftennachlässe zur österreichischen Geschichte, 1500-2000 (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 116), Köln u.a.: Böhlau, 2018. ISBN 978-3-205-20663-7. 1106 S.

Es liegt in der Natur der Sache, dass Individual- und Familiennachlässe oftmals gar nicht leicht zu finden sind. In der BRD stehen dafür seit einiger Zeit un-

terschiedliche gedruckte und online-Hilfsmittel zur Verfügung: namentlich Wolfgang Mommsens wichtiger Zweibänder *Die Nachlässe in den deutschen Archiven* (1971/81), der seit einiger Zeit in der zentralen Nachlassdatenbank des Bundesarchivs (www.nachlassdatenbank.de) aufgegangen und in diesem Zusammenhang umfassend erweitert bzw. ergänzt worden ist. Dabei folgte man in Deutschland strikter Arbeitsteilung: Mommsens Druckwerk ebenso wie die erweiterte Datenbank verzeichnen Nachlässe in Archiven, während für die in Bibliotheken verwahrten Nachlässe das von der Berliner Staatsbibliothek kuratierte Datenbank-System Kalliope (<http://kalliope.staatsbibliothek-berlin.de>) zur Verfügung steht. Soweit also die Situation hierzulande.

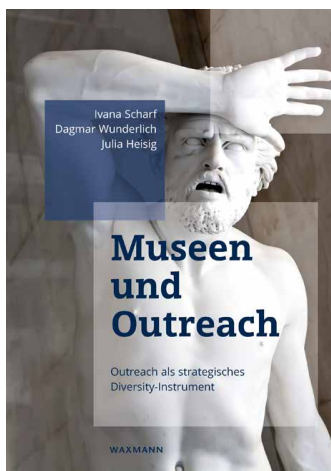
Auch bei unseren Nachbarn in Österreich gibt es natürlich schon länger Findmittel in gedruckter und elektronischer Form, um Nachlässe zu recherchieren. Die wichtigen Handbücher hat Anfang der 1990er Jahre insbesondere Gerhard Renner vorlegt (*Die Nachlässe in den Bibliotheken und Museen der Republik Österreich*, 1992; *Handbuch der Nachlässe und Sammlungen österreichischer Autoren*, bearb. zus. mit Murray G. Hall, 2. erw. Aufl., 1995). Unter dem etwas umständlichen, aber präzisen Titel *Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich* stehen rund 6.000 entsprechende Einträge auch online zur Verfügung (<http://opac.obvsg.at/nlv>). Dieser Grundlage stellt sich nun das vorliegende, über eintausend Seiten schwere Verzeichnis an die Seite, das den Bearbeitungszugang ungleich breiter wählt. Wichtig ist vor allem, dass nicht Österreich als Verwahrland der jeweiligen Überlieferung, sondern die österreichische Geschichte die Bezugsgröße für die Verzeichnung ist. Und so sind Nachlässe in ganz Mittel- und

Osteuropa, in Israel, den USA und anderswo auf der Welt in dieser Verzeichnung aufgenommen worden. Dabei sind natürlich auch Lücken und Ausschnitthaftigkeit in Kauf zu nehmen, die die Bearbeiter in der Einleitung sehr klar benennen. Und manches ist natürlich auch der subjektiven Einschätzungen der bearbeitenden Experten anheimgestellt worden – insbesondere das schwierige Kriterium der „historischen Bedeutung“ (vgl. S. 14f.). Ausgeschlossen bleiben ferner reine Herrschafts- und andere Privatarchive, die dem direkten öffentlichen Zugang verwehrt bleiben. Das betrifft auch das Gros der Wirtschafts- und Firmenarchive. Auf der anderen Seite werden eine Reihe älterer Erfassungsprojekte mit diesem wuchtigen Band wieder aufgegriffen, in Synopse gebracht, teils sogar zu Ende geführt. Und so reiht ein nicht zu unterschätzender weiterer Meilenstein den Weg hin zu einer umfassenden archivalischen Erschließung der wichtigsten Privatquellen zur neueren und neuesten österreichischen Geschichte.

Aber eben auch nur ein Meilenstein, ein Zwischenprodukt. Das in beeindruckend kurzer Zeit und mit nur sehr bescheidenen Mitteln betriebene Projekt hat zunächst einmal Erstaunliches geleistet und zeigt sich bescheiden, aber nur bedingt offen für den Anschluss späterer Generationen. Denn gerade die digitale Aufarbeitung fehlt wirklich schmerzlich. Man findet hier nur, was man ausdrücklich sucht, anders gesagt: nur Nachlässe und Archiv, von deren Existenz man weiß oder deren Existenz man zumindest begründet vermutet. Synergieeffekte bleiben auf die Querverweise innerhalb der Einzuleinträge beschränkt und dürften sich kaum von selbst einstellen. Das Fehlen durchsuchbarer, also digitaler Daten torpediert aber nicht nur die Querschnittssuche – zumal angesichts fehlender Register –, sondern limitiert eben auch die Möglichkeit der Ergänzung. Personengeschichtliche Forschungsdaten gehören, so würde man meinen, heutzutage ins Netz, sollten verknüpft sein zur PND und offen für Erweiterung und Nachnutzung durch die *scientific community*. Dazu muss man nicht die Extremposition mancher *open-science*-Enthusiast*innen einnehmen. Gerade als

„archivpolitisches Instrument“ (S. 11) kommt da der gedruckte Wälzer dagegen geradezu archaisch daher. Aber: mäkeln kann man immer. Natürlich ist durch die Beschränkung auf den Druck einiges an Potenzial verschenkt worden. Und natürlich hätte man mit größeren Ressourcen und längerer Laufzeit manches tiefergehend und innerhalb des gesamten Verzeichnisses kohärenter und gleichförmiger erschließen können. Persönliche Inspektionen durch Archivreisen z. B. waren gar nicht möglich – und es liegt ja auf

der Hand, dass die Übernahme von Fremddaten nur bis zu einem gewissen Punkt vereinheitlicht werden kann. Aber: freuen wir uns doch erst einmal, dass uns dieses neue Verzeichnis nun vorliegt. Vielleicht werden die darin gedruckt vorgelegten Daten ja in baldiger Zukunft auch anders zur Verfügung stehen und eine intensive Nachnutzung erfahren. Zu wünschen wäre das dem großen Aufwand, den das Bearbeiterteam hier betrieben hat. (HK)



Ivana Scharf, Dagmar Wunderlich, Julia Heisig, Museen und Outreach: Outreach als strategisches Diversity-Instrument, München u.a.: Waxmann, 2018. ISBN 9-783830-936879. 138 S.

„Outreach“ ist eines der neuen Schlüsselwörter, die immer mal wieder im kulturpolitischen Diskurs aufscheinen und Herausforderungen der Akteure und Ins-

stitutionen beschreiben oder in den Griff kriegen sollen. Diesmal also eine der ganz wesentlichen für alle Museen und Anverwandte: die Frage nämlich, wie man eigentlich die Besucher*innen erreicht und anspricht. Das ist evident unter den Vorzeichen einer sich (vielleicht) wandelnden Gesellschaft und der sich (in jedem Falle, gewollt und zum Glück) wandelnden Besucher*innengruppen eine besondere Herausforderung. Die kulturpolitische Brille ist in den letzten Jahrzehnten deutlich durchlässiger für Diversität geworden. Das ist gut so und bringt natürlich neue Herausforderungen mit sich und „Outreach“ als Perspektive soll helfen, diese Herausforderungen zu operationalisieren. Sie steht also, wie die Autorinnen gut auf den Punkt bringen, verbindend zwischen der klassischen Öffentlichkeitsarbeit und einer „aufsuchenden Kulturarbeit“, die selbst schon kuratorische oder vermittelnde Aspekte aufweist, ist aber in jedem Falle und immer als Interaktion zu begreifen (S. 19: „Outreach ohne Partizipation ist kein Outreach.“). Die Autorinnen systematisieren diesen im deutschen Sprachraum noch vergleichsweise jungen Gedanken

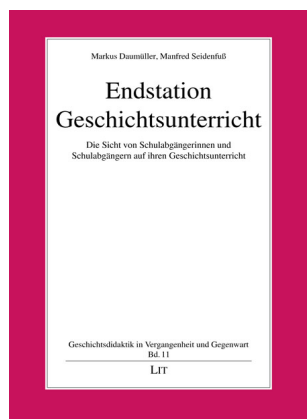
erstmal in einem handlichen Einführungs- bzw. Überblicksbändchen und geben so praktische Hilfe an die Hand, sich Gedanken über die Entwicklung eigener Outreach-Strategien mit besonderem Schwerpunkt auf Diversität zu entwickeln.

Im ersten Teil werden dazu Grundbegriffe und Rechtsgrundlagen sowie jüngere Studien zur Besucherentwicklung in Museen rekapituliert. Das ist hilfreich, könnte aber im Detail etwas kritischer mit Datengrundlage und Vokabular mancher dieser Studien umgehen – oder zumindest die schwierigen Dimensionen derselben andeuten. Allein die konsequente Weiterverwendung der Kategorie ‚Arbeiter‘ (S. 31) wird nur wenig der sich verändernden Gesellschaft, die die Autorinnen vermutlich zu Recht postulieren, gerecht. Durch die im Anhang (S. 117ff.) beigefügte Datenanalyse zum Stichjahr 2016 kann man sich allerdings selbst ein detaillierteres Bild machen; das ist erfreulich. Mit leichtem Schmunzeln vermerkt der Rezensent übrigens noch, dass ausgerechnet ein Buch, das sich „diversity“ zum Grundthema nimmt, konsequent geschlechtergerechte Sprache meidet.

Die beiden folgenden Kapitel 3 und 4 stellen typische Outreach-Formate vom Museumskoffer bis zu MOOCs und digitalen Sammlungen sowie praktische Beispiele aus der Museumsarbeit in Deutschland und dem europäischen Ausland vor. Ersteres ist hilfreich für alle, die noch wenig orientiert in diesem Bereich sind, aber ein Interesse daran haben, solches Format zu entwickeln, letzteres anregend

sicher auch für viele, die sich bereits Erfahrungen in der strategischen Planung haben. Im fünften und letzten Kapitel werden dann die vorausgehenden Darlegungen gebündelt und Handlungsempfehlungen für die Entwicklung eigener Strategien gegeben. Das geht natürlich nicht gänzlich ohne die in Change Management, Projektplanung und anderen Strategiebereichen mittlerweile stark verwurzelte Phraseologie. Andererseits muss man anerkennen, dass erfolgreiches Outreach in der Tat wesentlich einer Frage der institutionalisierten Kultur und der Haltung am jeweiligen Haus sein dürfte. Und das ist und bleibt nunmal eine weiche Kategorie mit

allerdings mitunter sehr harten Auswirkungen. Insofern kann man diese sehr belegte Sprache, die alltagsgeplagte Kulturarbeiter*innen oft verständlicherweise als sehr anstrengend empfinden, nicht den Autorinnen anlasten. Sie haben mit ihrem Buch – auch weil es erfreulich knapp und auf den Punkt formuliert ist – eine hilfreiche Anregung vorgelegt, die einem helfen kann, die eigenen Gedanken für die strategische Planung zu systematisieren und durch Impulse von anderswo anzureichern. „Outreach“ als „aufsuchende Kulturarbeit“ ist ein Gedanke, der nicht nur Museen, sondern Kulturinstitutionen insgesamt gut zu Gesicht stünde. (HK)



Markus Daumüller, Manfred Seidenfuß, Endstation Geschichtsunterricht: Die Sicht von Schulabgängerinnen und Schulabgängern auf ihren Geschichtsunterricht (Geschichtsdidaktik in Vergangenheit und Gegenwart 11), Münster u.a.: LIT, 2018. ISBN 978-3-643-13796-8. 230 S.

Warum Geschichte? Warum Geschichtsunterricht? Beide Fragen begleiten uns alle mehr oder minder ständig und reizen

oft genug zu irgendwie defensiven oder allgemeinplatzgesättigten Antworten. Denn wir alle haben sie leidlich im Laufe der Jahre eingeübt – mal elaborierter, mal weniger elaboriert. Um den Wert von Geschichte im Allgemeinen, für Gesellschaft, Demokratie und Menschlichkeit geht es in der Interviewforschung, die dieses Bändchen dokumentiert, aber ganz ausdrücklich nicht. Vielmehr geht es um die ganz konkrete Relevanz des just hinter sich gebrachten Geschichtsunterrichts für die Lebenswelt von frischen Absolvent*innen unterschiedlicher Schulformen. Eine spannende Frage also: nicht nach den objektiven Interessen, sondern nach subjektiven Gewinnen.

Befragt wurden dafür insgesamt 43 Schulabgänger*innen in zehn Gruppeninterviews zu 60 bis 90 Minuten mit je drei bis sechs Personen. Die Schularten sind breit, aber nicht systematisch gestreut. Die besondere Fokussierung auf Schulabgänger*innen leuchtet unmittelbar ein, denn so bestand ein gewis-

ser Abstand zum Alltag des Geschichtsunterrichts, sodass ein erstes Raisonieren über dessen Platz in der eigenen Bildungsbiografie möglich scheint. Gewollte Ergebnisse und die Performance innerhalb der Gruppe und gegenüber einer Lehrkraft spielen keine große Rolle mehr. Andererseits bezogen sich, wie die Studie zeigt, viele Jugendliche auf den letzten Abschnitt ihrer Bildungsbiografie und auf die letzten Jahre des Geschichtsunterrichts, was zu einer Schiefelage zugunsten der Zeitgeschichte geführt habe.

Die Studie zeigt eine Reihe spannender Ergebnisse, die – ganz gleich, ob man die Stichprobengröße für ausreichend hält oder nicht – auf Felder hinweisen, die eines genaueren Blickes wert wäre: Insbesondere scheint kaum eine(r) der Befragten im Rückblick den Geschichtsunterricht als eine kohärente Aufbauarbeit begriffen zu haben. Zwar wurden einzelne Elemente und Kompetenzen, die durch den Geschichtsunterricht ausgeprägt werden sollen, durchaus benannt (etwa Multiperspektivität, kritisches Denken, Geschichte in medialer Vermittlung etc.). „Kontinuitätskonzepte oder strukturierende Zentren beim historischen Lernen, die sie hätten von Beginn bis zum Ende des Bildungsganges wahrnehmen können“, scheinen sich den meisten Jugendlichen aber nicht erschlossen zu haben (S. 169). Dieses

Ergebnis wird viele Expert*innen gar nicht so sehr überraschen. Es legt aber doch den Schluss nahe, dass hier möglicherweise noch einiges an konzeptioneller Arbeit zu leisten wäre. Denn auch wenn Insularität in einem Fach, das sich als strukturell individualisierend begreift, und in dem man aus der Einzelfallbetrachtung lernt, nicht notwendig und immer etwas Schlechtes sein muss, müsste sich dieses Fach doch – zumal in Zeiten der Kompetenzorientierung – Gedanken über die Verkettung seiner Einzelelemente, über die „strukturierenden Zentren“, wie sie Seidenfuß/Daumüller nennen, machen. Seidenfuß hat sich dazu übrigens auch im Experteninterview in

dem ebenfalls in dieser Ausgabe der ZEITARBEIT besprochenen Band *Wirksamer Geschichtsunterricht* (→ S. 105, dort auf S. 173-184) geäußert.

Diese Studie ist sicher keine, die sich grenzenlos generalisieren lässt. Den Anspruch vertreten die Verfasser auch nicht. Aber sie weißt mit einem interessanten Ansatz und solider Dokumentation auf einige Felder hin, an die durch ähnliche Settings noch anzuschließen wäre; und auf Fragen, die immer einmal wieder, auch mit anderen Herangehensweisen, zu stellen wären. Nicht zuletzt erfährt hier „Relevanz“ als zentrale Kategorie von Geschichtsbewusstsein eine neue, lesenswerte Diskussion. (HK)



Krankenhagen, Stefan u.a. (Hg.), Geschichte kuratieren. Kultur- und kunstwissenschaftliche An-Ordnungen von Geschichte, Köln u.a.: Böhlau, 2017. ISBN 978-3-412-50713-8. 157 S.

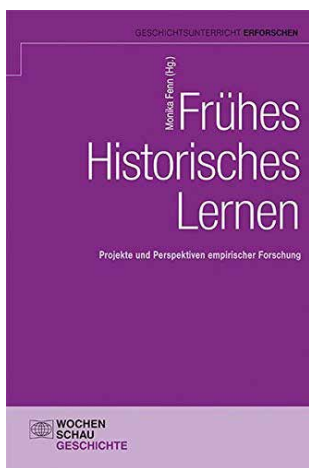
Die Kunst, aus dem Zuviel auszuwählen – darum geht es beim Kuratieren. Und weil unsere Gesellschaft eine des endemischen Zuviels ist, so herrscht auch ein Überfluss, ein Zu-

viel an Geschichte. Aus der Geschichtsvergessenheit ist Geschichtsversessenheit geworden. Und die will nun also auch kuratiert werden, womit sich das vorliegende schmale Bändchen auseinandersetzt. Zusammengekommen sind dreizehn meist relativ kurze Analysen, die sich mit unterschiedlichen Formen der Geschichtsaneignung, insbesondere durch die Kunst, auseinandersetzen. Auf welche vielfältigen Weisen künstlerische und andere historische Zugänge zur Vergangenheit miteinander interagieren und konfliktieren können, ist eine der spannenden Einsichten, die man aus dem Band mitnehmen kann. Auf dem Weg dorthin liegt allerdings einiger rhetorischer Ballast – zumindest für jene, die sich nicht so virtuos auf dem Sprachparkett der Kultur- und Medienwissenschaften bewegen, wie die Beitragenden und Beiträge. Wenn etwa „[g]erade die kuratorische Geste der (Selbst-)Historisierung [...] die Institutionalisierung der Performance-Kunst all-

gemein und die Künstlerin [= Marina Abramović] im Speziellen [valorisiert]“ (S. 13), müssen schlichte Geister wie der Rezensent solche Sätze – das wagt er offen einzugestehen – mehrfach lesen, um hinter ihre Aussage zu kommen. Aber: es lohnt sich. Oft jedenfalls. Einige kluge Gedanken und Beobachtungen stecken in diesem Bändchen – auch wenn man sich passagenweise geradezu zu bemühen scheint, sie hinter solchem und ähnlichem Decorum zu verbergen. Gerade Krankenhagens Einleitung, aus der soeben zitiert wurde, lohnt sich in ihrer Kompaktheit. Gleich vier weitere Beiträge umkreisen aus unterschiedlichen Perspektiven die Video-Installation *21 – Erinnerung an das Erwachsenwerden*, mit der der Schweizer Künstler Mats Staub die Spiegelungen und Reflexe von großer und kleiner Geschichte in privaten biografischen Erinnerungen aus aller Welt verarbeitet. Abramovićs berühmte Performance *The Artist is Present* wird ebenso kritisch unter die Lupe genommen wie Artur Żmijewskis Videoarbeit *80064* über die Verbrechen in Auschwitz. Außerdem geht es um Fotokunst, die Bildverschwendung im WWW und um amerikanische Geschichtskultur – mit spannenden Bezügen zu ihren Anfängen im 19. Jahrhundert. Ein bisschen mehr Fleisch wünschte man sich dabei mitunter auf das Begriffsgerippe des Kuratierens. Denn die einleuchtenden Überlegungen der Einleitung werden nur sehr vereinzelt

im Rahmen der Detailanalysen ausdrücklich wieder aufgegriffen. Das ist vor allem auch deshalb schade, weil damit einiges an Anschlussfähigkeit an die allgemeine Geschichtswissenschaft verspielt wird. Und das spielt dann auch wieder etwas auf die zugegebenermaßen leicht kokette Sprachkritik zurück: Wir müssen uns eben alle Mühe geben, miteinander über die Fachgrenzen ins Gespräch zu kommen. Jargonfreie Sprache ist dafür wichtig. Und dieser Band, der uns Historiker*innen mitunter einiges an anregenden Beobachtungen zu bieten hätte, legt die Hürden leider streckenweise unnötig hoch. Hoffen wir, dass einige Kolleginnen und Kollegen der Zunft die

Hürde trotzdem nehmen. Denn was dahinter liegt, lohnt sich. „Kunst und Geschichte“, wie ein beileibe nicht deckungsgleiches, aber doch eng verwandtes Forschungsfeld vor einigen Jahrzehnten noch etwas plumper hieß, hat sich nie recht bis in den geschichtswissenschaftlichen Mainstream durchsetzen können. Unter den Bedingungen unserer Gegenwart wäre es eine gute Gelegenheit für einen Neustart. Nur verspielen sollte man diese Chance nicht wieder. Gerade wenn kuratieren tatsächlich zu einer gesellschaftlichen Grundfigur wird – und manches spricht ja dafür –, wollen wir noch viel mehr darüber reden! (HK)



Monika Fenn (Hg.), Frühes historisches Lernen: Projekte und Perspektiven empirischer Forschung (Geschichtsunterricht erforschen 7), Schwalbach i. Ts.: Wochenschau, 2018. ISBN 978-3-7344-0575-4. 328 S.

Die Aufmerksamkeitsverlagerung von den Inhalten zu den Akteuren des Geschichtslernens hat sich in der Geschichtsdidaktik länger schon abgezeichnet. Seit

Schule und Hochschule den Schwenk zum kompetenzorientierten Lehren und Lernen vollzogen haben (sollten), ist das naturgemäß umso mehr der Fall. Da verwundert es nicht, dass empirische Lehr-Lern-Forschung auch im Fach Geschichte boomt. Nicht immer vielleicht, in der Form, wie man es sich wünschen würde – aber das ist eine Grundherausforderung empirischer Bildungsforschung und liegt sicher auch noch an der relativen jungen Fachkultur im Bereich des historischen Lernens, der es vielfach noch an Referenzstudien, an denen man sich abarbeiten könnte, und großangelegten Förderprogrammen fehlt. Die Breite (bzw. Schmale) der Datenbasis und die Formen und Methoden qualitativer Interviews sowie die Ansätze explorativer Unterrichtsforschung sind eben regelmäßig noch Anlass für Debatte. Aber das ist ja nicht per se etwas Schlechtes. In dieser Hinsicht übrigens leistet der vorliegende Band immer wieder wichtige Impulse; zum Beispiel, wenn es um die Einbeziehung nicht-sprachlicher Erhebungs-

methoden geht (Markus Kübler).

Inhaltlich ist der Band – als Tagungsband nicht ganz verwunderlich – bis zu einem gewissen Grad ein Potpourri. Das torpediert sicher nicht den Umstand, dass man hier spannende Beiträge wird finden können, wird ihn aber vermutlich wesentlich zu Bibliotheksausstattung machen und private Käufer*innen trotz des moderaten Preises eher abschrecken. Denn jede und jeder wird aus vielen Perspektiven und vor vielen Hintergründen den einen oder anderen Beitrag spannend finden; alle aber zugleich vermutlich nicht. Selbst die einende Klammer des frühen historischen Lernens schafft da nur bedingt Konsistenz. Dafür sind die Perspektiven zu konkret und zu einzelfallbezogen. Eine lesenswerte Bilanz legt allerdings der seit Jahrzehnten in der geschichtsdidaktischen Bildungsforschung ausgewiesene Bodo von Borries gleich zu Anfang vor und gibt der empirischen Lehr-Lern-Forschung im Fach zugleich einen kritischen Aufgabenkatalog mit auf den Weg. Wer sich also erstorientieren möchte, findet hier einen guten Einstieg.

Geschichte findet in der Primarstufe im Sachunterricht und den in manchen Bundesländern als „Heimat“-Komposita titulierten Anverwandten statt. Im Mittelpunkt steht dabei üblicherweise in den ersten Schulstufen die Erfahrung von Zeitlichkeit und das Erzeugen eines Bewusstseins darüber als

wesentlicher historischer Lernprozess, während am Übergang zur Sekundarstufe dann immer mehr die Regionalia und der viel zitierte „Kollektivsingular Geschichte“ hinzutreten. Andrea Becher und Eva Gläser halten das einerseits für eine Unterforderung, andererseits für eine unglückliche Gestaltung der Schnittstelle zwischen beiden Schulformen. Entsprechend plädieren sie dafür, auch in der Grundschule schon stärker Zeit und Geschichte aufeinander zu beziehen. Gleich mehrere Studien fragen auf die eine oder andere Weise nach den Lernvoraussetzungen, die Kindern im Grundschulalter für das Verständnis solcher Metakonzepte mitbringen müssen. Ferner geht es um die wachsende Heterogenität im Klassenzimmer und um Fragen der Binnendifferenzierung. Etwas angehängt wirken die beiden an sich spannenden Beiträge zu den administrativen Vorgaben, zu denen man doch eigentlich gern mehr erfahren

hätte. Immer wieder schließlich wird in mehreren Beiträgen beklagt, wie wenig die Ergebnisse der geschichtsdidaktischen Forschung eigentlich im Unterrichtsalltag ankommen.

Wenn zuvor die inhaltliche Breite und der Projektcharakter mancher Beiträge betont wurden, muss man zum Schluss als besonders lesenswert die methodische Breite hervorheben. Ganz unterschiedliche empirische Herangehensweisen werden hier vorgestellt, wodurch sich ein ganz einleuchtendes Panoptikum der gängigen Praxis ergibt. Man kann als Leser gut die Fallstricke nachvollziehen und sich ein Bild von der praktischen Feldarbeit machen. Das kann gerade für die Studierende sehr spannend sein. „Projekte und Perspektiven“ heißt es im Untertitel. Das trifft es sehr gut. Und lohnt die Lektüre. (HK)



Christian Kuchler, Andreas Sommer (Hg.), Wirksamer Geschichtsunterricht (Unterrichtsqualität: Perspektiven von Expertinnen und Experten 6), Baltmannsweiler: Schneider Verlag, 2018. ISBN 978-3-8340-1905-9. 241 S.

Was „guten“ Geschichtsunterricht ausmacht, beschäftigt Didaktik und Praktiker*innen schon seit Generationen und hat gerade in den letzten zehn Jahren

wieder einiges an Literatur produziert (vgl. etwa: *Was heißt guter Geschichtsunterricht?*, hg. von Johannes Meyer-Hammer u.a., 2012). Die Frage dieses neuen Bandes ist verwandt, aber etwas anders gelagert und ihre Beantwortung ergänzt entsprechend das Vorhandene um eine wichtige Dimension (methodisch erläutern die Modellbildung vorweg die Reihenherausgeber Wilhelm/Rehm/Reinhardt, S. 11-18). Gefragt wird stattdessen, unter welchen Bedingungen Geschichtsunterricht auf welche Weise wirken kann, wie er also seine Empfänger überhaupt erreicht. Qualität spielt dabei natürlich auch eine Rolle, ist aber perspektivisch verschoben.

Geantwortet wird in strukturierten Interviews von Expertinnen und Experten aus allen drei Phasen

der Lehrer*innen-Bildung: der Universität, dem Seminar, also den Ausbilder*innen im Referendariat, und der alltäglichen Schulpraxis. Einer der Befragten ist übrigens auch der Kölner Geschichtsdidaktiker Manfred Seidenfuß (S. 173-183), dessen Studie zur Relevanz von Geschichtsunterricht für Schulabgänger*innen ebenfalls in diesem Heft (S. 102f.) vorgestellt wird. Ihnen allen wurde der gleiche Fragebogen mit zehn Fragen vorgelegt, die in der Einleitung ausführlich vorgestellt und begründet und deren Beantwortung dann im Volltext im Folgenden abgedruckt werden. Wer sich die Fragen einmal selbst (oder anderen) stellen möchte, findet sie als Zitat im Kasten auf der folgenden Seite.

Die zentralen Ergebnisse der Expert*innen-Befragung jenseits der naturgemäß ohnehin ziemlich heterogenen Antworten sind erst einmal nicht besonders überraschend: Es findet sich immer wieder ein allgemeiner Lobpreis von Schülerorientierung und Lebensweltbezug, eine Mahnung an stärkere Transparenz der Unterrichtsplanung und die betonte Bedeutung der Arbeit mit Primärquellen. Jenseits dessen wird es schon spannender, weil diverser: In

der Frage nämlich, ob und wieviel Chronologie noch sinnvoll ist, der Bedeutung von „Orientierungswissen“ (und was das sein kann) und der Frage nach dem Geschichtsbewusstsein und seinen Manifestationen sind sich die Interviewten mitunter gar nicht mehr so einig – und bemerkenswerterweise insbesondere nicht im Vergleich zwischen den drei Statusgruppen. Der Wert dieses Bandes ist ein doppelter und liegt sicher nicht auf der Verallgemeinerbarkeit der geäußerten Ansichten, geschweige denn im Nutzcharakter von Patentrezepten der Expert*innen (die sich auch niemand der Befragten anmaßt). Vielmehr legt er einerseits eine spannende, strukturelle Herausforderung offen: dass nämlich Universität, Seminar und Schulpraxis in Sachen der Lehrer*innen-Ausbildung durchaus nicht im Gleichklang ticken. Das ist sicher auch nicht immer nötig, ohnehin auch schwer zu erreichen. Aber welche

Reibungsverluste und im Detail mitunter geradezu Gegensätzlichkeiten im Verständnis von Geschichte und Geschichtsunterricht hier vorzuherrschen scheinen, macht der Band eindrücklich greifbar. Daraus kann jeder, der in einer der drei Phasen tätig ist, viel für die eigene Reflexion lernen. Andererseits gibt der Band viele individuelle, persönliche Denkanstöße (viele sicher auch reibenderweise!), wie das eben ein gutes Gespräch mit Expert*innen so mit sich bringt. Was er nicht leisten kann, was aber für die Frage nach der Unterrichtswirkung essenziell wichtig wäre, ist die Nutzerperspektive, also diejenige der Schülerinnen und Schüler. Hier bleibt es dann doch weiterhin bei – ganz gleich wie im Einzelfall triftigen – Vermutungen. Aber das kann ein solcher Band schlechterdings auch nicht leisten; dazu braucht es einen anderen. (HK)

Frageraster aus der Studie zur Wirksamkeit von Geschichtsunterricht von Kugler/Sommer 2018, S. 23-26:

1. Welches fachwissenschaftliche und fachdidaktische Wissen und Können der Lehrperson ist aus Ihrer Sicht für die Qualität des Geschichtsunterrichts besonders wichtig?
2. Welche Qualitätsmerkmale halten Sie für den Geschichtsunterricht für essenziell?
3. Welche Lernumgebungen und Lehr-/Lernformen halten Sie mit Blick auf einen wirksamen Geschichtsunterricht für besonders bedeutsam?
4. Wie sieht eine gute Differenzierung/Individualisierung im Geschichtsunterricht Ihrer Meinung nach aus?
5. Welche immer wiederkehrenden fachspezifischen Herausforderungen im Unterrichtshandeln müssen Ihrer Meinung nach die Lehrpersonen bewältigen, um im Geschichtsunterricht eine angemessene Unterrichtsqualität garantieren zu können?
6. Worauf gilt es bei der Entwicklung und dem Einsatz von Aufgaben bzw. Aufgabensets im kompetenzorientierten Geschichtsunterricht besonders zu achten?
7. Welche Schritte empfehlen Sie aufgrund Ihrer wissenschaftlichen bzw. erfahrungsbasierten Expertise als „first steps“ für angehende Geschichtslehrer*innen, die sie für guten Geschichtsunterricht umsetzen können?
8. Was ist Ihrer Ansicht nach das Besondere am Geschichtsunterricht?
9. Was ist Ihrer Meinung nach das Leit- oder Hauptmedium des Geschichtsunterrichts und wie gehen Sie mit diesem Medium im Unterricht um?
10. Welchen Veränderungen muss sich Geschichtsunterricht im deutschsprachigen Raum unterziehen, um der zunehmenden Diversität in den Klassenzimmern der Migrationsgesellschaft gerecht zu werden?



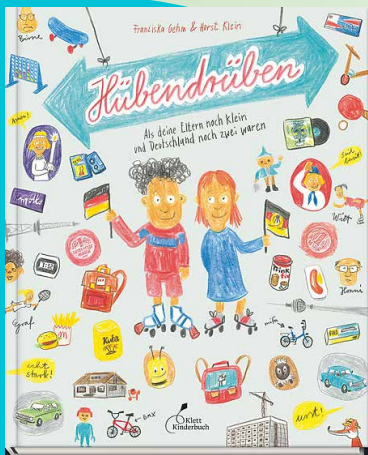
Markus A. Denzel (Hg.), *Europäische Messegeschichte: 9.-19. Jahrhundert*, Köln u.a.: Böhlau, 2018. ISBN 978-3-412-50794-7. 434 S.

Die Geschichte der Messen ist ein zentrales Kapitel der europäischen Wirtschaftsgeschichte. Nicht nur sind sie wichtige Umschlagorte für den Fernhandel und alle damit einhergehenden Transfer- und Austauschprozesse, nicht nur steht hier zumindest eine Wiege der modernen Kreditwirtschaft. Hier vollziehen sich auch wichtige Prozesse der Warenstandardisierung und der Integration regionaler in überregionale Märkte, hier werden neben Waren auch Normen und Werte verhandelt – und nicht zuletzt passiert das alles in ganz unterschiedlichen Sprachen, die hier aufeinander treffen. Messegeschichte ist also ein fundamentaler Aspekt europäischer Geschichte. Der vorliegende Band legt nun einen regional ausdifferenzierten Überblick über die Messegeschichte bis ins 19. Jahrhundert vor. Wer hinter dem Titel ein systematisches Handbuch vermutet, wird vielleicht auf den ersten Blick enttäuscht sein, denn tatsächlich handelt es sich um einen Tagungsband, der anlässlich der Jubiläumsfeier der Leipziger Messe entstanden ist. Auf den zweiten Blick jedoch wird man sehen, dass der Herausgeber es geschafft hat, tatsächlich einen ziemlich umfassenden Überblick über die Entwicklung

nicht nur in West- und Zentraleuropa, sondern auch im Süden, Osten und Norden in Einzelbeiträgen zusammenzubringen. Die sind natürlich nicht ganz so gleichförmig strukturiert und aufeinander bezogen wie man es von einem Handbuch erwarten würde, aber doch so umfassend, dass der Titel nicht übertrieben scheint. Das ist umso erfreulicher als die letzte große (ebenfalls Buchbinder-)Synthese der Messegeschichte, der von Simonetta Cavaciocchi herausgegebene Tausendseiter *Fiere e mercati nella integrazione delle economie europee* von 2001, in seiner Vielsprachigkeit sicher nicht jede*m zugänglich sein dürfte. Die Beiträge des vorliegenden dagegen sind durchweg in deutscher und englischer Sprache gehalten und decken systematischer insbesondere auch Ost- und Südosteuropa ab, die zumindest in der deutschen Messegeschichte allzu oft im Schatten des Knotenpunkts Leipzig abgehandelt wurden. Überhaupt ist die geographische Breite, verbunden mit der langzeitlichen Perspektive der meisten Beiträge, eine der wesentlichen Mehrwerte dieses Bandes, der damit auch ganz neue interregionale Vergleiche und den Blick auf größere Entwicklungen ermöglicht.

Als Verfasser*innen treten durchweg ausgewiesene Expert*innen auf, die den aktuellen Forschungsstand souverän im Griff haben. Ein umfangreiches Nachwort des Herausgebers bündelt einzelne Einsichten und webt daraus den Vorschlag einer strukturierten europäischen Messegeschichte vom Hochmittelalter bis ins 19. Jahrhundert. (HK)

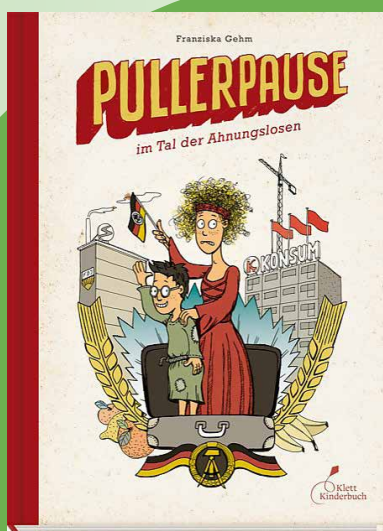
FÜR DIE HISTORIKER*INNEN VON MORGEN: DREI KINDER- UND JUGENDBÜCHER ZUR DDR-GESCHICHTE



Franziska Gehm, Hübendrüben, Als deine Eltern noch klein und Deutschland noch zwei waren, Stuttgart: Klett, 2018. ISBN 978-3-95470-184-1. 40 S. (empfohlen für Kinder ab 7 Jahren)



Hanna Schott, Fritzi war dabei: Eine Wendewundergeschichte, Stuttgart: Klett, 2016. ISBN 978-3-9547-0015-8. 96 S. (empfohlen für Kinder ab 8 Jahren)



Franziska Gehm, Pullerpause im Tal der Ahnungslosen, Stuttgart: Klett, 2016. ISBN 978-3-95470-147-6. 256 S. (empfohlen für Kinder ab 9 Jahren)

Was steht Historiker*innen auf Besuch bei jungen Eltern besser zu Gesicht, als den Kindern der gequält-erfreut dreinblickenden Gastgeber*innen voll missionarischem Eifer pädagogisch-wertvolle Kinderbücher zu historischen Themen mitzubringen? Gleich drei zum Themenkomplex der DDR-Geschichte sind in den letzten Jahren bei Klett erschienen. Und die sind tatsächlich mehr als bloß lehrreich. Sie sind auch ganz schlicht und ergreifend spannend, manchmal lustig, manchmal nachdenklich und dürften also ihre jungen Leser*innen durchaus auch erreichen.

Das bunteste und mit 40 Seiten das kürzeste ist *Hübendrüben* von **Franziska Gehm**. Hier wird das Leben von Max, der in der BRD aufwächst, und seiner Cousine Maja, die in der DDR groß wird, in liebevollen Buntstiftzeichnungen von Horst Klein und handschriftlichen, kurzen Texten den jungen Leser*innen lebhaft nahe gebracht. Beide Leben stehen sich auf den Buchseiten gegenüber und es wird schnell klar: manche Dinge sind eben vollkommen anders, doch in den wichtigen Dingen wie Ferienspaß und Lieblingsessen gibt es kaum Unterschiede. Alltag auf beiden Seiten der Grenze. Auf den letzten Seiten wird es dann politischer und wird thematisiert, wie es zur Teilung Deutschlands, aber schließlich auch zum Mauerfall gekommen ist. So gibt's dann auch ein Happy End: Max, Maja und ihre Familien können sich wieder in die Arme fallen. Auf den Seiten ist manchmal ziemlich viel los und man muss versuchen, die Übersicht zwischen Pfeilen, Spruchblasen und Sternchen zu behalten, aber es gibt viel zu entdecken – und das nicht nur für die jungen Leser*innen.

Die Hauptperson in *Fritzi war dabei* von **Hanna Schott** ist die neunjährige Fritzi – und die merkt schnell, dass da etwas vor sich geht. Nur was? Es ist der 1. September 1989. Schulanfang. Auf einmal fehlen einige Mitschüler*innen; aber richtige Antworten bekommt Fritzi weder von den Lehrern noch von ihren Eltern. Das Buch schildert in leicht verständlicher Sprache die Ereignisse rund um den Fall der Mauer aus der Perspektive eines Kindes. Immer mehr Kinder und ganze Familien verlassen das Land in Richtung Ungarn. Zwischen den Eltern kommt es zu Streitigkeiten, wie man sich angesichts der neuen Situation verhalten soll. Besonders aufregend wird es dann aber, als Fritzis Mama sie zum Friedensgebet in die Nikolaikirche mitnimmt. Mit vielen kleinen Details und Zeichnungen von Gerda Raidt bringt das Buch ein Deutschland in die Kinderzimmer,

das irgendwie anders ist als das Deutschland, in dem die jungen Leser*innen heute leben. Die Oma aus München kommt zwar zu Besuch, aber selbst dürfen sie nicht nach Bayern zur Oma reisen. Und der Nachbar schaut immer ganz genau hin, wenn sie zu Besuch ist und führt Buch. Im letzten Kapitel wendet sich die Autorin dann persönlich an die jungen Leser*innen und erklärt, inwieweit es Fritzi wirklich gegeben hat, was fiktiv in dem Buch ist und was wirklich so passiert ist. Eine schöne Möglichkeit, um ein Bewusstsein für Geschichte und das Erzählen von Geschichten zu schaffen. Insofern ist es aber auch ein Buch, das Redeanlässe schafft und hier und da vielleicht auch zusätzliche Erklärung brauchen wird. Entsprechend bietet der Klett-Verlag auf seiner Verlagswebsite auch kostenfreies Begleitmaterial an, um *Fritzi war dabei* im Grundschulunterricht gemeinsam zu lesen.

Mit 283 Seiten und nur einigen kleinen Skizzen versehen ist das Buch *Pullerpause im Tal der Abnunglosen* – wiederum von **Franziska Gehm** und wiederum illustriert von Horst Klein – das umfangreichste der drei Bücher und verlangt entsprechend schon ziemlich sattelfestes Vergnügen am Lesen. Dafür geht es aber auch ungleich wilder zu: Während die anderen beiden Bücher auf alltägliche Geschichten setzen, die so oder so ähnlich tatsächlich hätten passieren können, sind die Erlebnisse des elfjährigen Jost und seiner Mutter im Jahr 1987 in eine SciFi-Rahmenhandlung eingebettet. Ihr Aufenthalt in der DDR ist nämlich einer missglückten Pulkpause geschuldet, während sie doch eigentlich auf dem Rückweg vom Urlaub im Mittelalter waren. Aber jetzt ist ihr Zeitreisekoffer verschwunden und damit beginnt eine knifflige und spannende Suche nach dem Koffer, die bis zu einem Treffen mit Erich Honecker führt, der natürlich im Westauto, nicht im Trabbi vorfährt. Viel Witz und Situationskomik machen das Lesen leicht und locker, ganz ohne belehrenden Zeigefinger. Zwischendurch wird es aber auch mal ernst, vor allem bei den Begegnungen, die Jost in der Vergangenheit mit anderen Kindern hat: Sie diskutieren über die Zukunft der DDR, den Kalten Krieg – und auch, was eigentlich Kiwis sind. Für junge Leser*innen, die ganz genau wissen wollen, was „Agitator“, „Bundi“ oder „Letscho“ eigentlich bedeutet, gibt es am Ende ein kleines Pionierwörterbuch zum Nachschlagen. Für alle, die das Buch gepackt hat, gibt es im Übrigen noch gute Nachrichten: Ende August 2019 ist der Folgeroman *Pullerpause in der Zukunft* erschienen. Man kann also gespannt sein. (CCK)

Kulturelle Vielfalt

82-83/2017



LIT

Zeitschrift für Museum und Bildung 82/83 (2017): „Kulturelle Vielfalt“.
Münster: LIT, 2018. ISBN 978-3-643-99772-2. 170 S.

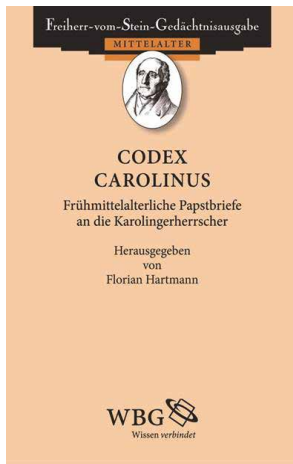
Die in Potsdam herausgegebene *Zeitschrift für Museum und Bildung* mag regelmäßig unter dem Radar der Historiker*innen hinweghuschen. Grund genug, den aktuellen Band hier

vorzustellen. Es ist, wie stets bei der *Zeitschrift*, ein Themenheft, diesmal den vor allem pädagogischen Herausforderungen kultureller Vielfalt gewidmet. Überhaupt dominiert hier wie in vorhergehenden Heften stark die Bildungsarbeit gegenüber der Museologie. Die *Zeitschrift* dürfte also insbesondere für Akteure innerhalb der Vermittlung interessant sein. Die ersten drei Beiträge entwickeln eher theoretisch-konzeptionelle Grundlagen: Wolfgang Welsch ruft noch einmal Grundlagen des Transkulturalitätskonzeptes in Erinnerung – wobei das alles nichts furchtbar Neues (mehr) ist und er selbst sich schon 1992 sehr ähnlich geäußert hat. Über den „Beitrag des ‚Fremden‘“ zur kulturellen Vielfalt referiert dann Ulrich Steuten. Er weist darauf hin, dass es auch eine „positiv diskriminierende Figur des kulturellen Mehrwert produzierenden und damit einschätzbaren Fremdem“ gebe (S. 40), Abwertungen dagegen oft mit (im Zweifel auch vermeintlich) mangelnden Möglichkeiten dieser Mehrwertproduktion einhergingen – frei nach dem in diesem Zusammenhang häufig strapazierten Enzensberger (1993): „Dem Sultan von Brunei hat noch niemand seine Hautfarbe übelgenommen. [...] Fremde sind umso fremder, je ärmer sie sind.“ Dominik Egger schließlich entwickelt aus der Vielzahl der teils geradezu inhaltsentleerten Begriffe „interkultureller Kompetenz“ ein eigenes Modell und stellt das

daraus entwickelte Lehrprogramm vor, das an der Universität Würzburg praktiziert wird.

Es folgt eine Sektion von fünf Artikeln, die aus einer Fortbildungsveranstaltung an einer Bremer Oberschule entstanden sind. Das sind größtenteils sehr handfeste, lesenswerte Beiträge mit hohem Erfahrungsgehalt, die sich alle im weitesten Sinne mit Toleranzerziehung befassen. Input kommt aus Pädagogik und Psychologie, aber auch aus der praktischen Arbeit als Street Worker. Christoph Fantinis Beitrag „Die Heimat – Geschlecht weiblich“ zu den unterschiedlichen Heimatkonstruktionen von Mädchen und Jungen mit Zuwanderungsbiografie zeigt, dass dieser jüngst wieder hochkonjunkturelle Begriff auch eine geschlechtliche Dimension hat. Es würde sicher lohnen, einmal darüber nachzudenken, ob das nicht auch für Bevölkerungsgruppen ohne unmittelbare Zuwanderungserfahrung der Fall ist.

Beschlossen wird das Heft durch zwei museologische Beiträge: Elisabeth Tietmeyer stellt in der Rubrik „Das besondere Objekt“ eine Skulptur des österreichischen Künstlers Gerhard Goder aus dem Jahr 2014 vor, die im Museum Europäischer Kultur in Berlin (Inv.-Nr. MEK N 31 L 326/2014; online unter <https://www.museumportal-berlin.de/de/magazin/blickfange/conchita-wurst-auf-der-mondsichel>) gezeigt wird. „Conchita Wurst auf der Mondsichel“ ahmt bewusst eine traditionelle christliche Ikonografie, die durch die selbsterschaffene Kunstfigur Conchita Wurst eine herausfordernde Re-Interpretation erfährt. Kerstin von Freytag-Löringhoff und Rüdiger Ritter schließlich stellen die „Emotionsstrategien“ vor, mittels deren im Bremerhavener „Museum der 50er Jahre“ die Nachkriegs- und Wirtschaftswunderjahre nicht nur als Objektkultur („Dingwelt“), sondern auch als spezifische historische Mentalität nahegebracht werden sollen. (HK)



Codex epistularis Carolinus. Frühmittelalterliche Papstbriefe an die Karolingerherrscher, hg. v. Florian Hartmann und Tina B. Orth-Müller (Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters – Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe 49), Darmstadt: WBG, 2017. ISBN: 978-3-534-26806-1. 440 S.

Beim *Codex epistularis Carolinus* handelt es sich um eine Briefsammlung, die heute in einem einzigen Exemplar aus dem 9. Jahrhundert überliefert ist. Die

Handschrift enthält 99 Briefe von sieben Päpsten an Karl den Großen, seinen Vater Pippin und seinen Großvater Karl Martell aus den Jahren 739 bis 791 und stellt eine der bedeutendsten Informationsquellen für die Kontakte der frühen Karolinger zu den zeitgenössischen Päpsten dar. Karl der Große ließ 791 die vorhandenen Briefe abschreiben und geordnet nach Pontifikaten zusammenstellen, um sie der Nachwelt zu erhalten. Denn aufgrund ihres Alters, aufgrund von schlechter Aufbewahrung und ihres empfindlichen Trägermaterials – Papyrus – waren sie bereits stark beschädigt.

Die Sprache der Briefe ist vermutlich vor allem aufgrund dieser Überlieferungsgeschichte problematisch, das Latein ist an vielen Stellen fehlerhaft und teils sind ganze Sätze unverständlich. Die Herausgeber, Florian Hartmann und Tina B. Orth-Müller, mussten also an vielen Stellen Entscheidungen treffen, wie der Inhalt zu verstehen ist, und diesen dennoch möglichst nah am Text wiedergeben. Der Ausgabe kommt dabei zugute, dass sich beide aus unterschiedlichen Blickwinkeln, auf der einen Seite als Historiker und auf der anderen als Mittelalteinerin, bereits zuvor intensiv mit dem Codex Carolinus beschäftigt haben, so dass sich ihre jeweilige Sachkenntnis bei der Übersetzung gut ergänzen konnte. Der Anmerkungsapparat ist dennoch bewusst knapp gehalten und weist vor allem auf zitierte Bibelstellen oder Werke anderer antiker oder mittelalterlicher Autoren hin. Er wird durch ein Glossar ergänzt, das hauptsächlich die Amtsbezeichnungen und Ehrentitel erläutert, die in den päpstlichen Schreiben erscheinen. Weitergehende Informationen zu im Text

genannten Personen finden sich außerdem im Register.

Wie gewohnt in der Reihe „Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters“ innerhalb der „Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe“, die für die mittelalterliche Geschichte im Raum des früheren Römischen Reichs deutscher Nation wichtige Quellen zur Verfügung stellt, setzt die Ausgabe den lateinischen Text, der auf der maßgeblichen Edition beruht, und seine Übertragung ins Deutsche nebeneinander. So wird der Quellentext für den wissenschaftlichen Unterricht und interessierte Laien leicht zugänglich und es ist möglich, einen unkomplizierten Vergleich der Übersetzung mit den Formulierungen des Originals vorzunehmen. Letzteres ist ganz besonders im Fall des Codex Carolinus zu begrüßen, der nicht nur – wie erwähnt – sprachlich, sondern auch inhaltlich anspruchsvoll ist.

Der Wert der Briefsammlung liegt darin, dass sie zwar punktuelle, aber dafür umso unmittelbarere Eindrücke von den beschriebenen Ereignissen im Verlauf des 8. Jahrhunderts bietet. Sie zeigt, wie sich die Päpste vom byzantinischen Reich, dem sie Vernachlässigung seiner Schutzaufgabe vorwarfen, ab- und den aufstrebenden Karolingern zuwandten, sie belegt das Interesse der Päpste am Geschehen im Frankenreich, auch lässt sich aus den Briefen der Inhalt der nicht überlieferten Pippinischen Schenkung erschließen und zudem geben sie Auskunft über den Verlauf des Bilderstreits mit Byzanz. Insgesamt wird das Verhältnis zwischen Päpsten und Frankenherrschern ungefilterter erkennbar als in anderen, vor allem den historiographischen Quellen, da auch päpstliche Kritik und Enttäuschung über das Verhalten der karolingischen Schutzherrn darin sehr deutlich geäußert werden. Geschichte wird in diesen Briefen besonders lebendig, auch wenn man in Rechnung stellen muss, dass die interessantesten Informationen darin gar nicht enthalten sind, sondern von Boten mündlich überbracht wurden. (MG)

PUBLIC HISTORY: NEUE EINFÜHRUNGEN FÜR EIN IMMER NOCH IRGENDWIE NEUES FACH

Public History boomt dieser Tage. An einer ganzen Reihe von Unis in der Republik kann man es schon studieren. Aber was tut dieses Fach eigentlich? Und was tut man hinterher, als examinierte*r Public Historian?

Da mag die neue *Einführung in die Public History* von **Martin Lücke und Irmgard Zündorf** helfen – ersterer Geschichtsdidaktiker, letztere Zeithistorikerin, und beide aktiv einem gemeinsam von der FU Berlin und dem ZZF Potsdam betriebenen einschlägigen Studiengang; dem ersten seiner Art in Deutschland. Tatsächlich titelt auch gleich das erste Kapitel „Was ist Public History?“. Es braucht dann allerdings erst eine lange, wenn auch fraglos kundige historische Herleitung, um zu der Antwort zu kommen: „Public History wird sowohl als jede Form der öffentlichen Geschichtsdarstellung verstanden, die sich an eine breite, nicht geschichtswissenschaftliche Öffentlichkeit richtet, als auch als eine Teildisziplin der Geschichtswissenschaft, die sich der Erforschung von Geschichtsrepräsentation widmet.“ (S. 24) Der Satz ist absolut richtig, weil er nur beschreibt, was tatsächlich derzeit unter Public History „verstanden“ wird. Dass aber diese beiden Verständnisse systematisch konfliktieren, weil das eine ausdrücklich einen Modus von Nicht-(Geschichts-)Wissenschaftlichkeit und das andere einen Modus von (Geschichts-)Wissenschaftlichkeit darstellt, wird nicht problematisiert. Betreiben Public Historians dann andere Geschichte, je nachdem, welchen Abschluss sie haben oder anstreben? Oder ist es eine bewusste Entscheidung, das eine oder das andere zu fokussieren? Oder geht doch beides gleichzeitig – und wenn ja wie? Erst einmal bleibt das Einerseits-Anderserseits der Public History, die dann doch (fast) alles sein kann, was irgendwie mit der öffentlichen Darstellung von Geschichte zu tun hat, offen und muss in dieser Uneindeutigkeit weiterhin ertragen werden: „Public History ist [...] sowohl Forschungsdisziplin als auch Gegenstand“ (ebd.). Und schlimmer noch: „In diesem Punkt grenzen sich deutsche Studienangebote von den Public History-Studiengängen in den USA ab, da letztere vor allem eine praxisnahe Ausbildung

vermitteln“ (wiederum ebd.). Das stimmt und ist richtig beobachtet. Aber ist das nicht ein Problem? Warum einen etablierten Begriff erst transplantieren, um ihn dann zu verwässern?

Lücke und Zündorf haben darauf eigentlich eine gute Antwort gefunden: Public History nämlich ist *verantwortungsvoller* als jede durchschnittliche öffentlichkeitswirksame Geschichtsdarstellung. Sie ist *public*, sie darf sogar *popular* sein. Aber sie muss fest auf dem Boden der Fachwissenschaft verankert bleiben und stellt sich besonderen, nicht nur vermittelrischen („didaktischen“), sondern auch ethischen Anforderungen, die unglücklicherweise erst zu einem viel späteren Punkt im Buch diskutiert werden (S. 166ff.). Wenn man so vom Produkt her, nämlich der so produzierten History, denkt, dann schließt das die regelmäßige Reflexion über alle möglichen anderen öffentlichen Geschichtsproduktionen und -repräsentationen ganz selbstverständlich mit ein. Und es wäre die logische, weil reflexive Weiterentwicklung rein anwendungsorientierter Studiengänge, wie es den Angeboten aus den USA (wohl mehrheitlich auch zu Recht) unterstellt wird. Aber kann man das nicht pointierter sagen? Studierende der neuen Studiengänge dürften dafür dankbar sein, wenn sie zu einer Einführung greifen.

Insgesamt ist es Vorteil und Last des Bandes zugleich, dass er viele Definitionen, Standpunkte und Stellungnahmen im Wortlaut zusammenbringt und miteinander in Beziehung setzt, ohne diese immer selbst zu werten oder schlicht einmal zu paraphrasieren. Das werden Studierende vermutlich regelmäßig als anstrengend empfinden, weil es wie ein – freilich sehr souveränes – Patchwork unterschiedlicher Forschungslandschaften (Zeitgeschichte, Geschichtsdidaktik, Museumswissenschaften, Kulturwissenschaft etc.) wirkt. Andererseits ist es zu begrüßen, dass nicht einfache Wahrheiten serviert werden und Public History als eine anwendungsorientierte Hilfswissenschaft mit wenig diskursivem Hintergrund dargestellt wird. Gerade die geschichtsdidaktischen Passagen sind oft ausgesprochen lesenswert und fassen konzise den

Stand der Diskussion; sie gehören zu den stärksten Passagen des Buches.

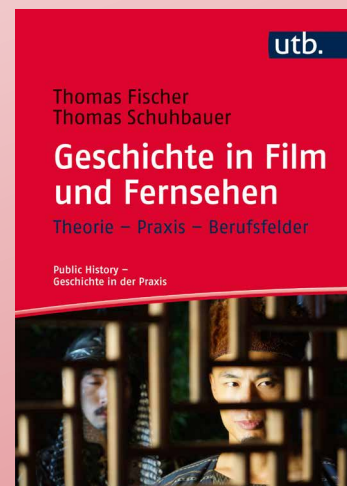
Schade bleibt, dass der Band oft auf der Ebene des Panoramas und der Konzeptualisierung verharret. Die eigentlichen methodischen und handwerklichen Kompetenzen werden bestenfalls gestreift: Museums- und Ausstellungsanalyse immerhin mit fünf Seiten, die in der o.g. Definition so grundlegende „Analyse von Geschichtsrepräsentation“ auf gerade einmal anderthalb, ganz weit hinten, außerdem mit dem ziemlich allgemeinplatzigen Vierschritt: Fragestellung – Beschreibung – Kontextualisierung – Argumentationslinie/Thesen. Dabei kann man durch die Liste konkreter Examensarbeiten auf S. 156f. einen guten Eindruck davon gewinnen, was regelmäßig gebraucht wird, um die dort behandelten, spannenden Themen zu bearbeiten: Da werden nicht nur Apps, Filme und Ausstellungen analysiert, sondern auch Führungskonzepte geschrieben, Stadtrundfahrten und

Museumsworkshops geplant. Dazu braucht es mehr Projektmanagement, als die Seiten 159-161 vermitteln; es braucht vor allem Institutionenverständnis; und es braucht Hinweise zur Kommunikation mit außeruniversitären Gruppen und Einrichtungen. Denn oft sind die Vorstellungen und Selbstverständlichkeiten inner- und außerhalb des disziplinären Elfenbeinturms ja ganz unterschiedliche. Hier liegen die Kernkompetenzen einer Public History. Und die müssten methodisch noch stärker ausgebaut werden, um nicht alles auf ein learning-by-doing auszulagern. Hier kann man von der praktischen Museumsarbeit und ihrer Literatur viel lernen, was hier und da Lücke und Zündorf übrigens auch tun (etwa im Kapitel zur Ausstellungsanalyse). Aber da wäre m.E. insgesamt noch Luft nach oben.

Keine Frage: dies ist ein Buch von einer Expertin



Martin Lücke u. Irmgard Zündorf, Einführung die Public History (utb 4909), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2018. ISBN 9-783825-24909. 207 S.



Thomas Fischer u. Thomas Schuhbauer, Geschichte in Film und Fernsehen: Theorie – Praxis – Berufsfelder (utb 4661), Tübingen: A. Francke, 2018. ISBN 9-783825-246617. 198 S.



Hilmar Sack, Geschichte im politischen Raum: Theorie – Praxis – Berufsfelder (utb 4619), Tübingen: A. Francke, 2018. ISBN 9-7832825-246198. 190 S.

und einem Experten. Sie sind mitten im Flow, der dieses noch neue Fach vorantreibt. Und sie meistern dessen oft entsprechend fluiden Duktus. Sie beschreiben souverän und verlässlich den Stand der Dinge und haben viel auch außerhalb ihres jeweiligen Faches zur Kenntnis genommen. Dass sich die Public History in vielem noch nicht festgelegt hat, ist ihnen kaum anzulasten. Schade aber, dass auch sie sich an einer Konturierung nicht recht beteiligen. Gerade diese beiden erfahrenen Autoren hätten das Potenzial dazu gehabt.

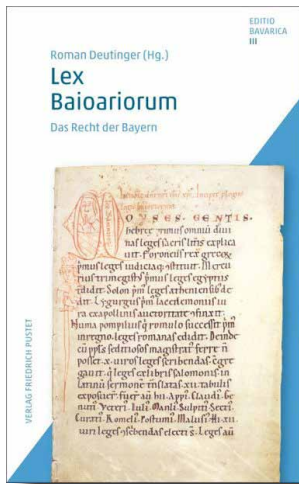
Mit den Bänden zu *Geschichte im politischen Raum* (Sack) bzw. *Geschichte in Film und Fernsehen* (Fischer/Schuhbauer) geht die neue utb-Reihe *Public History – Geschichte in der Praxis* an den Start. Neben der schon erwähnten Irmgard Zündorf vom Potsdamer ZZF fungiert die Kulturwissenschaftlerin Stefanie Samida (Heidelberg) als Herausgeberin. Diese beiden ersten Bände haben eines gemeinsam: sie sind von Autoren verfasst, die aus dem Fach kommen (alle drei sind promovierte Historiker), ihren beruflichen Schwerpunkt aber außerhalb der Universität gefunden haben.

Thomas Fischer und Thomas Schuhbauer folgen in ihrem Band einer klaren Zweiteilung: Nach einer ziemlich (manche*r dürfte sagen: zu) knappen Einleitung zum Forschungsstand geht es im ersten Teil (Fischer) um das „audiovisuelle Erzählen“, im zweiten (Schuhbauer) unter der Überschrift „Praxis Geschichtsfilm“ um die eigenständige Erarbeitung solcher Produkte. Dabei stehen zunächst die unterschiedlichen Formen von Geschichtsdarstellung in Film und Fernsehen sowie die Möglichkeiten der Analyse im Mittelpunkt. Es geht um das schwierige Verhältnis von tatsächlicher und erzählter Lebenswelt, um die emotionalen Funktionen von filmischen Narrativen, aber auch um praktische Hintergrundinformationen, die für die Analyse wichtig sind: etwa die Reichweite von Fernsehprogrammen. Das ist einerseits die Stärke, andererseits vielleicht auch etwas die Schwäche dieses Teiles. Denn wo andere Einführungen in die Film- und Fernsehanalyse viel differenzierter auf die narrative Analyse eingehen als Fischer, bleiben bei ihnen die praktisch-systemischen Elemente, die er sehr überzeugend systematisiert, unterbelichtet. Viele Beispiele – fast ausschließlich zu NS-Themen – verdeutlichen das Gesagte. Zum Schluss des ersten Teils werden außerdem die außerfilmischen Rahmungen thematisiert, also z. B. die Rolle von Werbung und

Vermarktung. Im zweiten Teil geht es dann ganz praktisch um die Vorbereitungs- und Produktionsschritte einer Geschichtsdokumentation: Vom Finden und Befragen von Zeitzeugen (was sich für den Film durchaus von den Methoden der Oral History unterscheidet) über Rechts- und gestalterische Fragen bis hin zur konkreten Produktion und Vermarktung werden sämtliche Aspekte angesprochen, so dass man einen ziemlich runden Eindruck von der Arbeit einer Produktionsfirma erhält.

Wie Geschichte zum Anlass politischer Debatte werden kann (*Geschichtsdebatten*) oder als Argument innerhalb politischer Auseinandersetzungen um andere Themen genutzt wird (*Geschichtsbezüge*), thematisiert der Band von **Hilmar Sack**. Er ist dabei ausgesprochen konkret, formuliert pointiert und illustriert mit gut nachvollziehbaren Beispielen – mithin also das ideale Einführungsbuch für Studierende in die Thematik. Der Fokus liegt eindeutig auf der Zeitgeschichte, was aber der Sache nach triftig erscheint. Außerdem werden regelmäßig zumindest Analogien zur geschichtspolitischen Rolle etwa des Mittelalters aufgemacht (das sogar einen eigenen Registerintrag hat; danke!). Grundbegriffe wie Erinnerungs- und Geschichtskultur werden knapp und bündig erklärt, wesentliche geschichtspolitische Debatten der Bundesrepublik, auf die immer wieder auf die eine oder andere Weise rekurriert wird (etwa den ‚Historikerstreit‘ der 1980er Jahre), und paradigmatische Reden zu wichtigen Gedenkveranstaltungen (etwa Jenninger und Weizsäcker) rekapituliert und ausführlich kommentiert. Ein kluges, gut zugängliches Buch, aus dem man einerseits ganz praktisch einiges lernt, andererseits auch immer wieder zum Nachdenken angeregt wird. So sollten Lehrbücher sein. Mehr ist dazu eigentlich gar nicht zu sagen. Hinweisen könnte man höchstens noch auf die berufspraktischen Hinweise am Ende des Buches (Redenschreiber als Beruf; Geschichtspolitik und Medien), die zu einem wesentlichen Teil als Interview mit Praktikern realisiert wurden. Schöne Idee.

Insgesamt hat die *Einführung in die Public History* einen überzeugenden Start hingelegt. Die Betonung beruflicher Praxis ist gelungen umgesetzt, ebenso die Rückbindung an die Fachwissenschaft. Zwischenzeitlich sind zwei weitere Bände, nämlich eine Einführung in die Museums- und eine in die Gedenkstättenarbeit, erschienen. Sie sollen im nächsten Heft der ZEITARBEIT vorgestellt werden. (HK)



Roman Deutinger (Hg.), Lex Baiuvariorum: das Recht der Bayern (Editio Bavarica 3), Regensburg: Pustet, 2018. ISBN 978-3-7917-2787-5. 168 S.

Die Lex Baiuvariorum (Baiuvariorum) ist der älteste in Bayern verfasste und heute noch erhaltene Text; durch seine volkssprachlichen Einsprengsel ist sie auch das älteste Zeugnis der bayerischen Sprache.

Jenseits dieser landeskundlichen Superlative ist die Lex aber vor allem eine wichtige Quelle für die Geschichte der Karolingerzeit. Entsprechend ist sie natürlich auch schon längst und mehrfach ediert, u. a. auch in den renommierten MGH [Leg. 3, 1863, 183-496 und Leg. nat. germ. 5.2, 1926]. Auch eine Übersetzung liegt schon länger vor, die von einem namhaften Experten der deutschen Rechtsgeschichte, Karl August Eckhardt, allerdings zu einer Zeit, nämlich 1934, entstanden ist, in der sich Eckhardt wahrlich nicht mit Ruhm bekleckert hat. Das ist aber durchaus nicht das einzige Problem, das man mit der Eckhardtschen Übersetzung, ebenso wie mit der 1926 von Konrad Beyerle unternommenen, ziemlich antiquisierenden Übertragung, haben kann – und deshalb ist es sehr zu begrüßen, dass Roman Deutinger hier eine neue, flüssig lesbare vorgelegt hat.

Er tut das auf Grundlage eines lateinischen Textes, der auf der jeweils gegenüberliegenden Seite mitläuft. Dazu hat er – ähnlich wie schon Beyerle – eine einzige Handschrift (München, BSB, Clm 19415; entstanden im ersten Drittel des 9. Jhs. in Freising) gewählt, die durch nur sehr sparsam gewählte Emendationen aus anderen Handschriften ergänzt wird. Letztlich will Deutinger „den lateinischen Text der Lex ohne großen Apparat, aber auf nachvollziehbarer Grundlage zugänglich“ machen (S. 34). Und das

tut er. Sparsamer sind auch die Querverweise auf mögliche Vorlagen der Lex in den Endnoten, wobei sich Deutinger durch die Forschungen von Isabella Fastrich-Sutty (2002) auf solider Grundlage weiß. Die ältere Rechtsgeschichte war da auf der Suche nach dem gemeingermanischen Recht noch deutlich großzügiger mit vagen Ähnlichkeiten umgegangen. Der zweisprachigen Ausgabe vorweg geht eine knappe, gut zugängliche Einleitung, die Inhalte, Überlieferung und Editionsprobleme verständlich und alles in allem auf neuestem Stand zusammenfasst, allerdings gänzlich ohne Anmerkungen arbeitet und auch erst in den Ausführungen zur Editions-geschichte wirklich umfangreicher wenigstens Namen bisherigen Forscher*innen aufwirft. Alles andere muss man sich als erst aus der Auswahlbibliografie zusammensuchen. Da hätte man sich einige klarer strukturierende Bemerkungen zum Forschungsstand doch gewünscht – zumal für das anvisierte Publikum. Noch nicht kennen konnte Deutinger die ungefähr zeitgleich erschienene Münchener Dissertation von Felix Grollmann (*Vom bayerischen Stammesrecht zur karolingischen Rechtsreform*, 2018), auf die man aber etwaige Nutzer*innen dieser Neuausgabe an dieser Stelle noch ergänzend hinweisen sollte.

In der Reihe „Editio Bavarica“ im Regensburger Pustet-Verlag, die von Klaus Wolf (Univ. Augsburg) herausgegeben wird, sollen moderne Erst- und Neuausgaben wichtiger Quellen zur bayerischen Geschichte erscheinen. Der Schwerpunkt liegt in Mittelalter und früher Neuzeit. Bisher sind acht Titel erschienen, von denen die hier angezeigte Lex der erste nicht im weiteren Sinne literarische ist. Eine hochwertig produzierte Reihe wie diese tut jeder Landesgeschichte gut. Man darf ihr viele weitere Bände wünschen. (HK)



Klaus Herbers, Viktoria Trenkle (Hg.), Papstgeschichte im digitalen Zeitalter. Neue Zugangsweisen zu einer Kulturgeschichte Europas (Beihfte zum Archiv für Kulturgeschichte 85), Köln u.a.: Böhlau, 2018. ISBN 978-3-412-50959-0. 211 S.

Der vorliegende Band enthält die verschriftlichten Beiträge der Abschlussagung des in Erlangen und München angesiedelten Projekts „Schrift und

Zeichen. Computergestützte Analyse hochmittelalterlicher Papsturkunden“, auf der vor allem die Papsturkunden des Hochmittelalters im Kontext einer Kulturgeschichte Europas mithilfe verschiedener methodischer Herangehensweisen in den Blick genommen wurden. Das Projekt war insofern ein besonderes, als es nicht über eine der üblichen Förderrichtlinien im Fach, sondern für den Bereich der Historischen Grundwissenschaften in der BMBF-Initiative „Kleine Fächer“ finanziert wurde. Es hatte also in gewisser Weise auch politische Dimensionen als es Botschafter für die Grundwissenschaften in der öffentlichen Wahrnehmung war.

Im ersten Teil befassen sich mehrere Beiträge mit den Chancen und den Grenzen des Einsatzes von digitaler Technik und computergestützter Auswertung bzw. beschreiben die zurzeit vorhandenen Möglichkeiten der Mustererkennung. Da Papsturkunden in den Archiven in großer Zahl vorhanden sind und zahlreich in digitalisierter Form zur Verfügung stehen, eignet sich diese Quellenart gut für das Ausprobieren solcher neuer Verfahren, vor deren erfolgreicher Durchführung jedoch verschiedene Voraussetzungen erfüllt sein müssen: So ist die Qualität des vorhandenen Datenmaterials ebenso ausschlaggebend wie die Art der Herangehensweise. Um zu verwertbaren Erkenntnissen zu gelangen, müssen Historiker*innen selbstverständlich nicht nur die passenden „Fragestellungen entwickeln, sie müssen die Quellen und Daten auswählen und die Daten modellieren“, sie sind auch für deren kritische Interpretation zuständig, wie es Malte Rehbein in seinem grundsätzlich angelegten Beitrag „Geschichtsforschung im digitalen Raum“ betont (S. 37). Da die Digital Humanities ein riesiges Potential bieten, fordert er die „Verankerung digitaler Methoden und einer digitalen Quellenkritik in

den Fachwissenschaften“ (S. 43). Denn zu wenige Historiker*innen besitzen zur Zeit die notwendigen Kenntnisse, um die computergestützte Auswertungsverfahren nutzen oder auch nur ihrem Wert nach beurteilen zu können; die Bearbeitung des Materials durch Informatiker*innen birgt jedoch andererseits die Schwierigkeit, dass sie mit dem Quellenmaterial und den historischen Methoden nicht ausreichend vertraut sind. Rehbein weist dezidiert auch auf die Gefahr hin, dass zunehmend zur Verfügung stehende technische Ansätze den Verzicht auf historische Methodik und durch Fachhistoriker*innen entwickelte Fragestellungen möglich erscheinen lassen.

Recht gute Ergebnisse, jedoch nicht ohne Leistung manueller Vorarbeiten, – das zeigen Vincent Christlein, Martin Gropp und Andreas Maier – lassen sich bereits bei der Layoutanalyse erzielen, etwa wenn Zeilenabstand und die Größe der Rota in Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts in Beziehung zueinander gesetzt werden. Weniger erfolgreich, da noch zu fehleranfällig, war dagegen der Versuch der automatischen Identifizierung kurialer Schreiber des 12. Jahrhunderts anhand ihrer wenig voneinander abweichenden Schriftformen, den Thorsten Schlawitz vorstellt. Unter anderem aufgrund der suboptimalen Qualität des vorhandenen Bildmaterials konnten den bekannten Informationen über das Kanzleipersonal (die zusammenfassend mitgeteilt werden) zum jetzigen Zeitpunkt keine neuen Erkenntnisse hinzugefügt werden.

Auch Benedikt Hotz und Benjamin Schönefeld, die die kuriale Schriftgeschichte im 11. und 12. Jahrhundert untersuchten, stellen fest, dass „vollautomatisierte Programme zur Erkennung bzw. Analyse historischer Schriften in vielen Fällen unrentabel“ sind (S. 55). Da ein sehr hoher Zeitaufwand notwendig ist, um die Programme zu trainieren und die Ergebnisse zu prüfen, arbeitet ein*e Historiker*in mit guten paläographischen Kenntnissen derzeit noch sehr viel schneller als jedes Programm. Gewinnbringend ist der Computereinsatz dennoch, da er die Erhebung der Daten erleichtert, auf deren Grundlage die Auswertung und Interpretation durch Histori-

ker*innen/Paläograph*innen erfolgen kann.

Den Beiträgen dieses ersten Teils, die in manchen Details für Nicht-Fachleute kaum verständlich sein dürften, folgen solche, die sich auf klassische Weise Fragen zur Gestaltung der Papsturkunden und ihrer Herstellung in der Kanzlei oder auch den Einwirkungsmöglichkeiten der Empfänger auf das Aussehen der Urkunden widmen. So befasst sich Irmgard Fees mit den Veränderungen im Erscheinungsbild der Papsturkunden des 11. und 12. Jahrhunderts, deren Form und Aussehen in dieser Zeit zunächst stark von den zeitgenössischen Herrscherurkunden beeinflusst wurden. Sie beschreibt – wobei sie den Nutzen von Diplomatie und Paläographie hervorhebt –, wie der Papst „mittels Urkundenlayout und Urkundengestaltung politische Ziele kommunizieren und sein Selbstverständnis manifestieren konnte“ (S. 95f.). Dabei zeigen sich die päpstlichen Ansprüche auf Leitungsfunktion im Urkundenlayout, als Propagandaplakat im Sinne von Peter Rück, dessen zeichenhafte Elemente wie Rota und Benevalete auch Leseunkundige eine Papsturkunde zuverlässig erkennen ließ, und das daraufhin in seiner so optimierten Form selbst zum Vorbild werden konnte.

Judith Werner lenkt ergänzend den Blick darauf, dass die Papsturkunden des Früh- und Hochmittelalters in gewisser Weise, da sie einen weiten Empfängerkreis erreichten, ein Mittel zur Vereinheitlichung Europas waren, andererseits aber auch, sowohl inhaltlich als auch äußerlich, „das Ergebnis einer Kommunikation zwischen Empfänger und Aussteller“ darstellten (S. 112). Erkennbar sind die äußerlichen Besonderheiten, denen sie hier vor allem ihre Aufmerksamkeit schenkt, für Empfänger einer Region etwa an der dort verbreiteten Gestaltung der ersten Zeile oder dem Verhältnis von beschriebener Fläche zur Gesamtgröße des Pergaments.

Die folgenden beiden Beiträge sind den Kardinälen gewidmet: Victoria Trenkle stellt Überlegungen zur Bedeutung, Anordnung und Außenwirkung der Kar-

dinalsunterschriften an, die ab 1050 in den Papsturkunden erscheinen, während Werner Maleczek die Entwicklung der frühen Kardinalssiegel (Ende des 11. bis ins späte 13. Jahrhundert) als „Medium der Selbstdarstellung“ (S. 159) verfolgt, die bereits nahezu alle den jeweiligen Kardinal als mächtigen Kirchenfürsten präsentieren und so auf seine Zugehörigkeit zum Personenkreis um den Papst verweisen.

Rolle und Rang des (Vize-)Kanzlers an der Kurie und dessen vielfältige Aufgabenbereiche, insbesondere in der Kanzlei bei der Urkundenexpedition, werden von Brigide Schwarz für den Zeitraum zwischen 1216 und 1471 beleuchtet. Maria Cristina Cunha beschließt den Band mit der Frage nach dem Einfluss päpstlicher Urkunden auf die sich verändernden Gewohnheiten der portugiesischen Kanzlei des 12. und 13. Jahrhunderts, in deren Urkunden sich bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts rotaähnliche Zeichen und Zeugenlisten finden. Dieser letzte, englische Beitrag enthält leider keine Abbildungen, die Ähnlichkeiten oder Unterschiede zwischen päpstlichen und königlich-portugiesischen Urkunden nachvollziehen lassen.

Es handelt sich zusammenfassend um einen Band, der Grundkenntnisse im Bereich der Diplomatie und vor allem in dem der Papsturkunden voraussetzt, und sich neben den eher grundsätzlichen Überlegungen von Malte Rehbein zu den Risiken und Chancen der Digital Humanities und von Irmgard Fees zur Rolle des Papsturkundenlayouts bei der Vermittlung des päpstlichen Selbstverständnisses vorwiegend mit sehr speziellen Fragen befasst. Deutlich wird dabei im ersten Teil, dass computergestützte Auswertung zwar bislang noch sehr begrenzten Nutzen bringt, zukünftig jedoch eine erhebliche Ausweitung der Möglichkeiten im Hinblick auf die zu erarbeitenden Datenmengen und die Entwicklung neuer Fragestellungen zu erwarten sein dürfte. (MG)

Berichterstatter*innen dieser Ausgabe:

CCK = Christina Clever-Kümper, Museumsdienst Köln

CH = Christian Hänger, Universitätsbibliothek Mannheim

HK = Hiram Kümper, Universität Mannheim

MG = Monika Gussone, Universität Mannheim

RP = Ruth Fiona Pollmann, RWTH Aachen

SK = Stephan Köhler, Universität Mannheim

WR = Wilfried Rosendahl, Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim